

Eine Reise zu den Lofoten

*Betrachtungen aus der Sicht der Malerei, sowie
Unterschied zwischen Malerei und der
Theatermalerei*

Gerd Kähler

Dresden 1995

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	2
Einleitung.....	3
1.Die Überfahrt.....	4
2.Ein Kunstliebhaber.....	5
3.Der malende Freund.....	6
4.Norwegen – Das Land meiner Träume.....	11
5.Die Entscheidung	12
6.Der Romantiker Johann Christian Clausen-Dahl.....	18
7.Wieder in Oslo.....	22
8.Der Maler Edvard Munch (1863 – 1944).....	26
9.Auf nach Norden.....	29
10. Die Zeit auf den Lofoten.....	34
11.Abenteuerliche Rückreise.....	51
.....	60
12. Anhang.....	60

Vorwort

Das Vorwort ist wohl der langweiligste Teil eines jeden Buches, aber dennoch ist es in manchen F llen unablässig. Ich glaube, ein Buch zu schreiben, ist wie, als würde man ein Bild malen. Nur wird ein Buch gelesen, vorausgesetzt man kann es, oder es wird in die Ecke gestellt. Ein Bild kann man auch anschauen und danach in die Ecke stellen. Manchmal braucht es Jahrhunderte, ehe es wiederentdeckt und neu gesehen wird. Ähnlich ist es mit längst vergessenen Büchern.

Ein Buch kann sofort zum Bestseller werden. Es gibt auch andauernde Bücher, die allgegenwärtig und immer gültig sind. Genauso ist es mit den Bildern. Ich hoffe, die kläglichen Anfänge meines Schreibens werden vom Leser akzeptiert und toleriert. Ich bin davon ausgegangen, wenn einer eine Reise tut, kann er was erzählen. Das was ich aufgeschrieben habe, blieb gr o tenteils unbearbeitet und wurde spontan belassen. Auch bin ich kein Satzbauakrobat, der komplizierte Schachtelsätze meistert. Der erste unmittelbare Eindruck verführte mehr oder weniger von selbst und wurde, so wie er war, mit Hilfe der sechsundzwanzig Buchstaben umgesetzt.

Es mag dem Leser auffallen, dass alles Geschriebene ich-bezogen und introvertiert ist, denn auf dieser Reise führte ich größtenteils einen Dialog mit mir selbst, was durch das ständige „auf mich selbst gestellt sein“ zu tun hat. Also kann es passieren, dass der ganze nichtige Weltenschmerz in einigen Sätzen deutlich zum Vorschein kommen kann und einige Wertungen und Sprüche einseitig und spontan erscheinen, jedoch sie sind aus der Situation heraus entstanden. Der Weg zur Selbsterkenntnis ist lang, ich glaube, bei mir dauert er ein ganzes Leben und wird durch die Malerei erreicht. Manch anderer erlangt sie über ein Buch oder einen Menschen. Die Malerei ist jedenfalls ein Weg – mein Weg dazu.

Einleitung

Viele Leser werden sich fragen, warum gerade der Norden, warum gerade Norwegen?

Aus dem Osten kommt die Inspiration,
aus dem Westen das Wissen.

Aus dem fernen Osten kommt die Tradition
und der Traum kommt aus dem Süden.

Der Norden aber hat die Klarheit und die Härte.

Norwegen ist für mich Inspiration und Faszination zugleich. Schon als Kind schaute ich öfters in nördliche Richtung, wollte das Land kennenlernen. Der Traum wurde Wirklichkeit. Vor zwei Jahren bereiste ich dieses Land, was mich seitdem nicht mehr losließ. Mich reizt schon immer das Wilde, das Unzugängliche und Unwirtliche, die Kälte und die Gefahr, zugleich die Schönheit und die Reinheit. Das Land der Geheimnisse, der alten Wikinger, die schon lange vor Kolumbus Amerika entdeckt hatten. Das Land der alten Edda-Sage, das Land des hohen Nordens mit seinen Fjorden und Fjellen. Das Land der Samen, der Wale, Papageien-Taucher und der Mitternachtssonne. Das Land, was vom Meer geheiratet wurde. Das Land von Henrik Ibsen, Christian Dahl und Edvard Munch. Das Land um Spitzbergen, Jan Mayen und die Bäreninsel.

1. Die Überfahrt

Dresden, 14. Januar 1995

Die Vorbereitungen liefen im vollen Gange. Wie auch in der Malerei, muss eine Reise gründlich durchdacht werden, um sie zum Erfolg zu bringen. Es sind Überlegungen, was alles mitgenommen wird, wobei sich später herausstellt, was letztlich wirklich gebraucht wird. Man will ja nichts vermissen. Ich entschloss mich, ein ScanRail-Ticket für einen Monat zu kaufen, das mich berechtigte, jeden Zug in Skandinavien zu besteigen und zu verlassen, wo und wann es mir passte. Außerdem kam mir der merkwürdige Gedanke, mein Fahrrad mitzunehmen, was mir dann einige Probleme bereitete. Ich glaubte, ich sei dadurch noch mobiler und könnte mehr Gepäck mitnehmen, was ja auch stimmte. Die Hälfte meiner Last machten vorbereitete Malpappen und die Farben, aber auch einige riesige Schreibmappen aus. Weil ich nicht frieren wollte, nahm ich noch drei dicke Pullover mit, die alleine schon den Platz der Fahrradtaschen in Anspruch nahmen. Ich kaufte noch einen warmen Schlafsack, um im Notfall irgendwo übernachten zu können, wenn keine Jugendherberge vorhanden war. Im Februar hatten nur einige norwegische Jugendherbergen geöffnet. Diese suchte ich mir gewissenhaft heraus und notierte sie mir in mein Notizbuch.

1. Februar 1995

Es fing eigentlich alles sehr chaotisch an. Lange vor Reiseantritt hatte ich eine ungewisse Ahnung in mir, aber sobald ich im Zug saß, hatte ich ein ruhiges Gefühl. Während der Reise überkamen mich so mancherlei Gedanken.

Die Musik und die Malerei haben viele Gemeinsamkeiten. Malen ist wie Musik machen, nur ohne hörbare Töne. Lässt man einen Ton weg, bricht das ganze Klangfeld zusammen. Ist es zuviel, kann es ins Negative umkippen. Die Gefahr des „Totmalen“ ist groß; man will immer noch etwas draufsetzen oder korrigieren, so dass die Arbeit immer stumpfer wird. Als Theatermaler muss man versuchen, so transparent wie möglich zu malen, während der freie Maler sein Bild ständig spielend verändern sollte. Die Leinwand ist ein Angebot, eine Herausforderung, wo man Bilder aufbauen und zerstören kann und beim Aufbau den richtigen Moment finden muss, wo man sagen kann, es ist fertig. Ein Lehrer sagte einmal: *„Das Wenige, ist das Wesentliche und ein Bild zu malen, bedeutet, das Wesentliche zu*

erkennen.“ Jedes Bild hat ein Rechts, ein Links, ein Oben und ein Unten und der Maler hat seinen Standpunkt darin. Es besteht alles aus Dreiecken, Kreisen und Quadraten. Man muss das Bild als Medium begreifen, denn die Natur kann man sowieso nicht nachahmen.

18.00 Uhr abends in Saßnitz, ich stehe allein am Kai. Alles sieht irgendwie gespenstisch aus. Es riecht nach Fisch und altem Motorenöl. Plötzlich, die Fähre hatte eine Stunde Verspätung, taucht im Dunkeln das Schiff auf. Es wird sofort lebendig im Hafen. Nachdem der Koloss angelegt hat, rollten auch schon Eisenbahnwaggons wie Spielzeug aus dem Bauch des Schiffes. Als ich das Schiff bestieg, kam es mir vor, als würde ich eine völlig andere Welt gehen. Die Motoren fingen an zu dröhnen und schon befand ich mich mitten auf hoher See, irgendwo zwischen Saßnitz und Trelleborg. Ich stehe an der Reling, schaue den Möwen beim Flug zu und höre das Rauschen der Wellen, die im Mondlicht vorbeiziehen.

2. Ein Kunstliebhaber

Malmö, 2. Februar 1995

Dadurch, dass die Fähre Verspätung hat, erwischte ich den Anschlusszug nach Stockholm nicht mehr. So, nun saß ich nachts halb 12 auf dem Bahnhof von Malmö und hatte keine Aussicht auf Übernachtung, und das Schlimmste, die warme Bahnhofshalle wurde um 1.00 Uhr geschlossen. Alle Leute wurden gnadenlos rausgeschmissen. Gott sei Dank schlenderte ich im Bahnhof herum. Da wurde ich plötzlich von einem netten Schweden angesprochen. Er fragte mich, ob ich wüsste, dass der Bahnhof schließen würde. Wir kamen so ins Gespräch, und ich schilderte meine Lage. Er konnte erstaunlich gut Deutsch und Englisch sprechen. Er sagte, er wolle seine Frau vom Bahnhof abholen, die mit dem letzten Zug aus Stockholm eintreffen sollte. Doch sie kam nicht. So bot er mir an, bei ihm zu übernachten. Auf der Fahrt in seine Wohnung fragte ich ein wenig über seine Person aus. Er heißt Cjell, war 53 Jahre alt und hatte die Welt schon gesehen. Vier Jahre arbeitete er als Krankenpfleger in Afrika und ist jetzt im Krankenhaus Malmö beschäftigt. Cjell ist von großer Statur, trägt einen Bart, in den er gern hineinschmunzelt.

Als wir bei ihm zu Hause ankamen, tranken wir Kaffee und aßen Brot mit Käse, wobei wir uns angeregt über die Kunst unterhielten. Seine Wohnung war hübsch eingerichtet, die

Wände waren mit Bildern übersät. Wie es sich herausstellte, war er ein Kunstsammler und Picasso-Freund. Daraufhin zeigte ich ihm die Fotos meiner Arbeiten, die ich als Theatermaler in Dresden gemacht hatte, wovon er angenehm überrascht war. Erst spät nach Mitternacht gingen wir zu Bett, wo Cjell und ich ewig nicht einschlafen konnten, da wir zuviel Kaffee getrunken hatten. Dafür schlief ich am frühen Morgen tief und fest, so dass ich den ersten Zug nach Stockholm verpasste. Schließlich nahmen wir uns Zeit zum Aufstehen. Nach dem Frühstück brachte er mich zum Bahnhof. Dort gab es bereits wieder Probleme mit meinem Fahrrad, denn hier dürfen keine Fahrräder im Zug mitgenommen werden. Man muss sie vorher aufgeben. Da ich mein Fahrrad bei mir haben wollte, ignorierte ich diese Bestimmung und stellte es einfach in den Zug. Cjell und ich verabschiedeten sich wie Vater und Sohn. Wir hofften beide auf ein Wiedersehen.

Der Zug fuhr an, die Landschaft raste an mir vorbei. Der Himmel spiegelte seine blauen Farben in den Flüssen. Sie zogen schnell vorbei. Die Landschaft ist hier hügelig und gelegentlich stehen oxsenblutfarbene Holzhütten in der frischen Landschaft. Ab und zu tauchen weiße Schneefetzen auf. Es fing an zu schneien, was dann zu einem Schneegestöber ausartete. Der Winter hatte voll zugeschlagen. Ich saß nachdenklich im Zug und dachte an mein Fahrrad und an meine angenehme Bekanntschaft mit Cjell.

3. Der malende Freund

Nach sieben Stunden Zugfahrt war ich endlich in Stockholm angekommen. Die Dunkelheit breitete sich schon über die ganze Stadt, das *Venedig es Nordens*, wie sie auch genannt wird. Zunächst stand ich völlig desorientiert im Zentralbahnhof. Es wimmelte nur so von Menschen, die in verschiedene Richtungen strömten, ohne jedoch für mich ein erkennbares Ziel zu haben. Ich irrte also mit. Überall zog es, die Fußgängertunnel erschienen mir sehr unangenehm. Ich suchte sogleich den Informationsstand auf und fragte nach dem Ort, an dem mein Freund wohnte, bekam auch eine freundliche Auskunft. Ich musste quer durch Stockholm mit dem *Pendeltög*, was so viel S-Bahn heißt. Natürlich hatte ich mein Fahrrad bei mir. Trängsund, mein Ziel, lag ca. 20 km vom Zentrum entfernt. Als ich aus dem Zug

ausstieg, sah ich viele Neubauten im Stil der „Arbeiterwohnregale“, Marke DDR. In einem der vielen wohnte mein Freund Ingemar.

Ich lernte ihn vor einigen Jahren in Dresden kennen. Seine Eltern sind 1937 nach Uppsala ausgewandert und daher interessiert er sich für Dresden. Er lud mich bereits vor der Wende ein und freute sich, mir seine Malerei zeigen zu können. Seine Tür öffnete sich langsam und er guckte erst einmal unverwandt, als er mich erblickte, denn es war schon lange her, als wir uns das letzte Mal sahen. Wahrscheinlich hatte er mein Gesicht vergessen, denn er fragte, wer ich sei. Als das geklärt war, ließ er mich ein, und sein Gesicht heiterte sich endlich auf. Er war sehr gastfreundlich und bewirtete mich. Wir hatten einige Sprachprobleme, er konnte englisch und deutsch sprechen, jedoch nur ein Dutzend Wörter davon. Seine ganze Wohnung war von Bildern übersät, die er selbst gemalt oder in Auktionen erstanden hatte. Dazwischen entdeckte ich auch meine Grafiken, die er alljährlich von mir zugeschickt bekam. Ingemar hat einen naiven Malstil. Er malt viel aus der Phantasie heraus. Er spielt Klavier, Harmonium und eine stattliche Anzahl von Flöten, ohne jedoch eine Note zu beherrschen. Ich glaube, er musiziert nach Gehör und viel aus dem Bauch heraus. Außerdem hat er ein merkwürdiges Instrument, dass aus dem Lappland stammt und „Nippelharfe“ genannt wird. Er spielt es zu festlichen Anlässen. Sein Bruder schenkte es ihm mit den Worten: „Versuche dein Glück damit“, und er brauchte nicht lange, bis er dieses Instrument beherrschte. Ingemar ist ein mystischer Mensch. Er hat etwas Geierhaftes, lange weiße Haare, ist sehr ruhig, kann aber jeden Moment herzlich loslachen, wenn ihn etwas amüsiert. Als er mir abends seine Bilder zeigte, war ich ganz erstaunt, wie viele er damals gemalt hat. Auch waren darunter sehr große Bilder, die einen ausgeglichenen Eindruck auf mich machten. Ich erzählte ihm, dass man ein gutes Bild von allen Seiten betrachten können muss ohne, dass es aus dem Gleichgewicht der Form und Farbe kommt. Da lachte er, und gab mir dann doch noch Recht, als wir einige auf den Kopf stellten und merkten, dass es bei seinen Bildern fast immer zutraf.

Stockholm, 3. Februar 1995

Heute haben wir uns entschlossen, durch die Stadt zu promenieren. Nach einem ausgedehnten Frühstück fuhren wir mit der S-Bahn in Richtung Stadtzentrum. Ingemar deutete mir an, dass er Verkäufer in einem Eisenwarengeschäft sei. Er hatte sich zwei Tage Urlaub genommen, so dass wir Zeit zusammen hatten. Stockholm ist eine große, moderne Stadt mit viel Wasser ringherum. Es gibt einige unschöne Neubauten und hypermoderne Gebäude, aber auch schöne ältere Paläste und Museen im klassischen Stil. Der Malären-See, ein Binnensee, und die Ostsee, treffen am Königspalast zusammen und vermischen

ihre verschiedenen Wasser miteinander. Die Altstadt von Stockholm ist gemütlicher und nicht so zugig wie die Straßen der neuen Stadtviertel.

Wir besuchten das *Wasa-Museum*, was architektonisch sehr reizvoll ist. Es liegt auf einer Art Insel und hat die Form eines Segelschiffes. Große stilisierte Schiffsmaste aus Stahlrohr sind auf das Museumsdach aufgesetzt. Die Außenverkleidung ist aus Holz und Beton. Im Museum steht die alte Wasa, die im 15. Jahrhundert gesunken war und nun zu 90 Prozent im Originalzustand zu bestaunen ist. Als wir am Nachmittag wieder nach Hause kamen, musizierten wir ohne Noten, und ich porträtierte jetzt Ingemar, was er sich sehr gern gefallen ließ, aber mich nicht recht überzeugte. Ich sagte, dass ich erst wieder üben müsste, denn Übung macht den Meister, denn schon lang hatte ich kein Porträt mehr gezeichnet. Als ich das dritte Porträt fertig hatte, gab ich auf und malte farbige Phantasiebilder. Ingemar schaute mir dabei über die Schulter und fand alles ganz reizvoll.

Stockholm, 4. Februar 1995

Heute früh plagten mich heftige Kreuzschmerzen, die wahrscheinlich vom Anheben des vollgepackten Fahrrades herrührten. Nach einem ausgiebigen Frühstück, Ingemar hatte sehr gute Laune, stiegen wir in den „Mercedes“ und fuhren zu seinem Boot an die Ostsee. Als wir ankamen, war der Weg spiegelglatt, und es legte mich erst einmal kräftig lang. Nun konnte ich nur noch mit Schmerzen gehen. Die Landschaft ist hier sehr schön. Vom Bootssteg kann man hinüber zu vielen kleinen Inseln sehen, und der See war noch eine Handbreit vereist. Die Boote lagen alle auf ihren Trockendock an Land. Ingemar hat ein kleines hölzernes Motorboot, namens „Norwegen“. Er lässt es erst im April zu Wasser und ist dann fast jedes Wochenende auf der Ostsee. Da er keine Frau hat, kann er machen, was er will. Er hatte früher eine Frau, mit der er sechs Jahre zusammen verbrachte. Es ging leider auseinander. Später hatte er noch eine Beziehung, aber die hielt auch nur ein Jahr. Seitdem ist er bereits 20 Jahre Junggeselle und mehr oder weniger glücklich. Am gleichen Tage besuchten wir noch das Stadtrathaus von Stockholm und das *Museum für Moderne Kunst*. Es gerade den ersten Tag geöffnet und so herrschte großer Andrang. Sämtliche junge Künstler aus Schweden hatten ausgestellt, deren Werke bisher noch nicht so bekannt waren. In vielen Bildern entdeckte ich Resignation und Angst. Einige waren schwach in der Zeichnung und in der Bewältigung der künstlerischen Mittel. Andere wiederum waren abstrakt und bildeten ein

inneres Gleichgewicht. Ingemar begeisterte sich für realistisch gemalte Landschaften, speziell für eine Stadtansicht von Stockholm in diesem Stil. Einige Installationen waren auch dabei, die mir nicht viel sagten, denn sie standen hilflos im Raum. Abstrakte Kunst und realistische Kunst sind keine sich ausschließenden Gegensätze. Sie sind Zweige eines Baumes, je nach innerem Thema. Einer meiner früheren Mallehrer sagte einmal: „*Ich möchte, dass sich die bildnerischen Ausdrucksmittel durchdringen, verzweigen, verweben*“. Dieser Meinung möchte ich mich anschließen. Als ich das Kunstpublikum so beobachtete, spürte ich, dass sich viele Menschen nur präsentieren wollten und alles als eine Art Show sahen.

Auch ertappte ich einige, wie sie im Katalog blätterten, um die Preise zu erfahren. Statt sich einfach den Bildern hinzugeben, suchte man nach bekannten Namen unterhalb des Bildes. Der Rest des Tages verlief ziemlich harmonisch. Ingemar kochte am Nachmittag Essen, und ich übernahm den Abwasch. Später skizzierte ich Ingemar, wobei er sich köstlich amüsierte. Nach einer kleinen Musizierstunde guckten wir uns schließlich noch einen albernem Indianerfilm im Fernsehen an, wobei ich meine Englischkenntnisse auffrischte.

5. Februar 1995

Heute Morgen wachte ich genau mit den gleichen Kreuzschmerzen auf. Ingemar ist Frühaufsteher. Er briet mir wieder ein Ei, was mir sehr mundete. Nach einem ausgedehnten Frühstück entschlossen wir uns, in die Nationalgalerie zu marschieren. Es waren Werke verschiedener Epochen zu sehen, hauptsächlich schwedische Maler vertreten. Zu meiner Freude entdeckte ich auch einige Bilder von Rembrandt und Lucas Cranach d. Ä.. Seine Akte berühren mich immer wieder angenehm. Bei Rembrandt gefällt mir, dass er alle seine Bilder wie aus einem Guss gemalt. Das hängt sicherlich damit zusammen, dass er eine umbra-farbene Grundierung benutzt, die durch alle späteren Farbaufträge durchscheint. Er malt überall seine erdigen Töne hinein. Dadurch erhält das Bild seine Grundstimmung. Das gleiche habe ich ja auch bei der von mir gemalten Rembrandt-Kopie nachvollzogen. Seine Farben sind artverwandt, und es kommen nicht allzu verschiedene Farbtöne zur Anwendung. Wenn das der Fall ist, wie z.B. bei der starken Farbigkeit von Michelangelo, müssen alle Farben kräftig sein und eine muss die andere auswiegen, wie bei dem Prinzip einer Waage.

Gebe ich ein kräftiges Rot auf der einen Seite, muss ich es mit einem kräftigen Grün oder zwei abgeschwächten Farben auf der anderen Seite ausgleichen.

Wenn ich die ganze Fläche mit Gelb habe, kann ich dann ein kräftiges Blau, aber nur in einem angemessenen Verhältnis zu diesem Gelb setzen. Ich glaube, diese Sache kann man nur spielerisch bewältigen, indem man aufbaut, übermalt, und wieder zerstört, um es dann wieder aufzubauen. Wenn man den Punkt des im Aufbau befindlichen Bildes gefunden hat, wo man sagen kann, ja, die Waage ist fast gleich, dann sollte man die Arbeit beenden, aber nicht sich in sie verlieben. Verliebte Bilder haben etwas Kitschiges. Ich denke, so verhält es sich auch mit der Plastik.

Meißner Porzellan und Möbel aus dem 17. Jahrhundert, sowie einige Gobelins waren in diesem Museum zu bewundern. Es ist ein herrliches Gefühl, bekannte Werke in einem anderen Land wiederzusehen. Es ist ein Stück Vertrautes in der Fremde. Mit Hilfe der Kunst kann man sich mit wenig Worten verstehen. Sprachlich konnte ich mich mit Ingemar nur schlecht verständigen, aber in Sachen Malerei und in der Musik glaube ich schon, dass wir viele Gemeinsamkeiten haben. Ingemar hat früher viel aus dem Bauch gemalt; als eine Art Selbsttherapie als ihn seine erste Frau verließ. In dieser Zeit entstanden viele ehrliche Phantasiebilder. Einige waren über einen Meter groß. Ich weiß gar nicht, ob er damit seine Probleme geklärt hat, jedenfalls wirkte er manchmal etwas traurig. Einmal deutete er mir an, dass er seit fünfzehn Jahren keinen Pinsel mehr angerührt hat und auch in Zukunft nicht mehr anrühren wird. Manchmal taute der sonst so kühle Ingemar auf und zeigte sich ganz übermütig. Am Abend hörten wir Musik aus seiner Jugendzeit, und er fing plötzlich an, mitzusingen, wobei sein Gesicht strahlte. Damals war er Manager in einer Stockholmer Big-Band, aber das ist lange her. Sein derzeitiger Job als Werkzeugverkäufer füllt ihn aus. Die Zeit rückte immer näher, ich musste langsam aufbrechen, denn in dieser Nacht fuhr mein Zug nach Oslo. Der Abschied zwischen Ingemar und mir verlief kurz und bündig. Ich glaubte, er wollte wieder das Alleinsein genießen. Er gab mir noch reichlich Reiseverpflegung mit. Wir schlossen uns in die Arme mit dem Wunsch „Bis auf Wiedersehen in Dresden“.

4. Norwegen – Das Land meiner Träume

Oslo, 6. Februar 1995

Die Zugfahrt nach Oslo war nicht gerade angenehm. Neben mir saß ein alter Norweger, der pausenlos seinen Schleim aushustete, und das Zeug in die zahlreichen Müllbeutel spie, die um ihn herumlagen. Außerdem öffnete er das Fenster immer weiter auf, um rauchen zu können, währenddessen ich es immer wieder schloss, weil es wie Hechtsuppe zog. Er war ein ziemliches Ekelpaket. Ich habe versucht, mich nicht aufzuregen. Das wenigste, worüber wir uns einigen konnten, das ich das Fenster für den Rest der Fahrt schließen durfte.

Nach dieser Tortur genieße ich es förmlich, in Oslo zu sein. Das letzte Mal war ich im Sommer vor zwei Jahren hier. Die Stadt war viel lebendiger als jetzt. Oslo ist wie ein vertrautes Bild für mich. Die Stadtatmosphäre ist gemütlicher als in Stockholm. Schon alleine der Bahnhof ist gediegener. Hier erscheint alles noch natürlicher, und die Leute strahlen irgendwie mehr Ruhe aus, als in der zugigen Großstadt Stockholm. Oslo hat eben noch provinziellen Charakter. Am meisten fasziniert mich die Landschaft rings um die Stadt. Vom Berg Holmenkollen kann man bis weit in den Fjord hineinschauen und ringsum sind Berge, soweit der Blick reicht. Ich hatte den Eindruck, dass die Norweger sehr nationalbewusst sind. Bei vier Millionen Einwohnern im Land, ist das kein Wunder. Entweder erkennt man den Norweger an seinem bunten Kombiansatz, in dem die Farben Blau, Rot, Weiß dominieren oder an seiner praktischen amerikanischen Schirmmütze. Viele haben kleine Wanderrucksäcke, Skier und Hunde dabei. In der U-Bahn sah ich viele junge Männer mit kurzgeschorenem Kopf und einem Kinnbart. Ich nahm an, dass es das Outfit einiger Studenten hier ist.

Ich komme mir vor, als sei ich in eine große Familie aufgenommen worden. Die Menschen hier sind sehr naturverbunden, was sich auch in der Architektur widerspiegelt. Es ist alles behaglich und sauber eingerichtet. Gebäude stehen im Zusammenhang mit der Landschaft. Um Oslo herum gibt es viele Holzvillen, und die Skischanze am Holmenkollen steht im Einklang mit der Natur. Eine Ausnahme bildet das Osloer Rathaus. Es trägt klobige, monumentale Züge. Die Außenwand besteht aus roten Klinkersteinen. Es sieht aus, als stünden zwei quadratische Würfel auf dem Platz. Die Außenreliefs, am Bauwerk allgegenwärtig, sind im realistischen Stil gehalten und wirken auch etwas heroisch. Edvard Munch skizzierte damals den Fortgang der Bauarbeiten an diesem Rathaus. Er wurde auch beauftragt, Innenfriese für diesen Bau zu entwerfen, was er auch tat.

Heute war ich im *Vigeland-Skulpturenpark*. Gustav Vigeland (1869 - 1943) ist ein norwegischer Plastiker und Bildhauer, der hier sehr hoch geschätzt wird. Es gibt mehrere Museen und diesen Park mit über zweihundert Skulpturen von ihm. Über die Geschichte des menschlichen Lebens in Form von in sich verschlungenen Steinfiguren dargestellt. Gustav Vigeland litt zeitlebens unter den Schlägen seines fanatisch, religiösen Vaters. Die monumentale Skulpturenanlage im *Frognerpark Oslo*, lässt sich als Versuch deuten, die dramatischen Kindheitserlebnisse zu bewältigen. Mehr als dreißig Jahre bis zu seinem Tod arbeitete Vigeland an diesem gigantischen Werk. Es war sehr beeindruckend, von der Geburt bis zum Tod alles in Stein gemeißelt zu sehen.

Als ich mich an den Figuren satt gesehen hatte, dachte ich mir, dass Vigeland das Sichtbare sichtbar gemacht hat. Alle Formen sind klar und eindeutig und lassen kaum noch Platz für die eigene Phantasie. Ich meine, die Plastik kann auch reizvoll und spekulativ sein, wenn das Unsichtbare sichtbar gemacht wird und das Wesentliche ausgeformt wird, wie es bei Plastiken von Giacometti, dem Plastiker und Maler sichtbar wird. Trotz alledem ist es unglaublich, was hier für eine handwerkliche Arbeit geleistet wurde, aber das ist eben nicht entscheidend für die künstlerische Aussage.

Ähnlich ist es in der Theatermalerei. Man muss aufpassen, dass das Handwerkliche nicht zu vordergründig wird. Beim Umsetzen der Vorlagen bringt jeder von selbst seine Gefühle in das neu entstehende Werk ein. Es ist ein nachschöpferischer Prozess, der neue Dinge entstehen lassen kann, je nachdem wie weit man geht. In der Theatermalerei muss man sein Ego zurücknehmen und einer Vorlage unterordnen können. Ich glaube, man muss in der Malerei immer etwas ungemalt lassen, dass der Betrachter den Rest in seinem Kopf zusammenziehen kann. Das Offenlassen geschieht bei mir natürlich unbewusst, dadurch wird ein Bild erst spekulativ und interessant. Heute Nachmittag habe ich norwegische Soldaten mit Skiern gesehen. Sie mussten helfen, die Schanze am Holmenkollen mit Schnee zu präparieren. Das ist ein gutes Beispiel für die friedliche Nutzung des Militärs, was ich sehr begrüße.

5. Die Entscheidung

Stavager, 7. Februar 1995

Stavager liegt fast am Ende der Welt. Um von Oslo hierher zu gelangen, muss man die ganze Südspitze Norwegens umfahren, da zwischen den zwei Städten unwegsame, fast unüberwindbare Gebirge liegen. Gestern hatte ich bei Svens Familie angerufen. Auf Englisch

sagte ich seiner Frau, dass ich mit dem Achtuhr-Zug ankommen werde. Sven ist der Chef einer neuen Ausstattungsfirma in Stavanger. Sie suchen einen Theatermaler, der für sämtliche Museen der Stadt die Dekorationen mit herstellt. Da ich einmal in Norwegen war, wollte ich mir sogleich diese Arbeitsstelle anschauen. Als ich nach der nächtlichen Zugfahrt hier ankam, herrschte das das beste Aprilwetter, obwohl es erst Februar war. Am Bahnhof erwartete mich wie versprochen Sven mit einem Schildchen, wo groß und breit sein Namen darauf stand. Er begrüßte mich in Englisch und freute sich, dass ich gekommen bin. Draußen wartete ein alter *Opel-Blitz* mit freier Ladefläche, Baujahr 1960. Er gehörte Svens Kompagnon Leiv, der eine Schwäche für antike Sachen hatte. Als Leiv kam, begrüßte er mich auch sehr herzlich, jedoch in Deutsch, was mich sehr freute. Wir fuhren durch Stavanger zu den Produktionshallen am anderen Ende der Stadt. Stavanger ist klein, hat viele alte Viertel, aber auch futuristische Ladenpassagen. Der Dom von Stavanger ist die einzige norwegische Kirche romanischen Baustils, die in ihrem ursprünglichen Stil bewahrt blieb.

Vor dem ersten Weltkrieg drehte sich hier das Leben um Fisch in der Dose, der von Stavanger in die Welt exportiert wurde. Nach dem Kriege entdeckte man in der Nordsee viele Ölfelder, man begann zugleich mit der Förderung. Als ich die erste Erdölplattform erblickte, die wie eine kleine Stadt auf dem Wasser schwamm, war ich sehr beeindruckt. Das Leben der Arbeiter auf diesen künstlichen Inseln ist sehr gefährlich, wird aber sehr gut bezahlt. Vom Ölreichtum zeugen zahlreiche Bauprojekte, wie das Konzert- und Kulturhaus, moderne Einkaufspassagen und Hotel-Neubauten.

Wie schon gesagt, regnet es hier gern und viel. Leiv erzählte mir, dass die Winter hier grün sind, was sicher mit dem milden Golfklima zusammenhängt. Außerdem liegt Stavanger im Süden von Norwegen.

Leiv war schon vierzehn Jahre am Theater von Stavanger beschäftigt und ist jetzt Ende Dreißig. Er wollte nun endlich selbständig sein. Die Firma besteht aus drei Leuten und befindet sich in einer ehemaligen Werkhalle, die zu diesem Zwecke angemietet wurde. In derselben Halle sind ebenfalls noch ein Farbenladen und eine Schlosserei, die aber getrennt existieren. Als wir mit dem Opel ankamen, sah es in den Werkhallen noch etwas wüst aus. Leiv meinte, dass sich die Produktion um einen Monat verschiebt, da der Ausbau der Arbeitsräume noch nicht abgeschlossen war. Die Bauunterlagen für die erste Produktion sind noch in der Bearbeitung. Außerdem mussten noch Werkzeuge und Maschinen angeschafft werden. Also gab es für mich jetzt nicht viel zu tun und ich konnte mir die Umgebung

anschauen. Sven wäre es am liebsten gewesen, dass ich erst im März gekommen wäre und dann bis Oktober bei ihm gearbeitet hätte. Nach vielem Hin und Her deutete ich an, das ich bereits entscheiden habe, die freie Malerei in Dresden zu studieren. Sicher ist dies eine egoistische Entscheidung, doch fiel mir diese nicht leicht, da ich nicht weiß, ob es die Richtige ist. Es wird sich später zeigen, ob man sich richtig entschieden hat, dann muss man die Sache durchstehen, egal was kommt. Ich wollte auf keinem Fall überstürzt handeln, sondern erst das Theatermalerstudium in aller Ruhe beenden.

Entweder Eingrenzung oder Freiheit!

Sven und Leiv akzeptierten meine Entscheidung. Ich glaube, Dresden gefällt mir ganz gut und bietet mir alle Chancen weiterzukommen. Hier habe ich meine Freunde und meine Aufgabe. Norwegen inspiriert mich zwar, aber für längere Zeit hier zu sein, kann ich mir schlecht vorstellen, zumal ich dieser Sprache nicht mächtig bin, was ein großes Problem ist. Ich dachte mir, bekanntlich sind die Sterne am allerschönsten in der Ferne. Vielleicht reift später einmal der Gedanke in mir, für längere Zeit hier zu leben, aber im Moment ist das nicht möglich. Die erste Nacht in Stavanger konnte ich in der Firma verbringen. Eine ganze Halle für mich alleine! Die Büroräume waren angenehm warm, und Leiv holte eine Liege, auf der ich endlich meine müden Glieder ausstrecken konnte.

Stavanger, 8. Februar 1995

Heute sah das Wetter in Stavanger schon viel besser aus als gestern. Der Himmel war azurblau und die Sonne glänzte zwischen ein paar Wölkchen, wie ein Edelstein. Nachdem ich gefrühstückt hatte, kamen auch schon Leiv und Sven. Sie wünschten mir einen guten Morgen. Auch die dritte im Bunde, Gry Wie, die Frau aus dem Norden, kam an und kochte Kaffee für alle. Gry Wie kommt aus *Mo i Rana* und arbeitete auch eine Zeit lang im Theater in Stavanger. Sie ist ungefähr Mitte Vierzig und hat ein nettes Gesicht.

Der freie Raum, in dem ich schlief, wird als Gästezimmer ausgebaut. Sie kamen durch mich auf diesen Gedanken, weil ich gefragt hatte, ob ich hier übernachten könne, und so wurde entschieden.

Gry Wie fing an, die Fenster zu streichen, während Sven Parkett verlegte. Leiv stocherte mit dem Schraubenzieher in der Steckdose herum. Er meinte, ich solle mir mal die Umgebung anschauen und auch das Theater besuchen. Es gäbe jetzt nichts für mich zu tun. In diesem Augenblick kam ein Lieferauto von IKEA, was Büromöbel brachte. Ich half mit beim Ausladen, und als Dank nahm der Fahrer mich mit nach „Stonenge“.

„Stonenge“, damit meinte Leiv eine rekonstruierte Behausungsstätte der Ureinwohner der Eisenzeit. Er sagte, dass es sehr interessant und auch nicht zu weit sei. Normalerweise hätte ich es zu Fuß erreichen können, doch der Fahrer des Transporters nahm mich ein Stück mit. Es waren tatsächlich steinerne Behausungen, wo Mensch und Tier vor Jahrhunderten unter einem Dach zusammenlebten. Flache, längliche Gebäude aus Feldsteinen mit Grasdach passten sich sehr gut in die Landschaft ein. Dazwischen rannten Schafe herum, und das ganze befand sich auf einer Anhöhe, so dass man einen phantastischen Blick nach allen Seiten hatte. Es war ein imposantes Bild. Im Vordergrund die uralten Behausungen und dahinter zwei klobige Neubaublöcke. Dieser Kontrast war so groß, dass es eigentlich schon wieder interessant war. Auf dem Rückweg habe ich mich etwas verlaufen und landete dann mit nassen Füßen im Seefahrtsmuseum von Stavanger. Als ich die Tür öffnete und meine Garderobe ablegte, war keine Menschenseele zu sehen. Ich ging auf eigene Faust in die Ausstellungsräume. Plötzlich ertönte ein scharfes, ohrenbetäubendes Geräusch, was sich im ganzen Haus verbreitete. Es war kaum auszuhalten. Jetzt erst begriff ich, dass es die Alarmanlage war, die so nervte. Da kamen auch schon ein Dutzend Leute aus ihren Verstecken, die sehr aufgeregt über mein Eindringen waren. Als ich ihnen erklärte, dass die Tür des Museums geöffnet war und ich keine bösen Absichten hätte, glaubten sie mir und ließen mich meiner Wege gehen. Ich erfuhr erst später, dass das Museum eigentlich geschlossen war und nur durch Zufall geöffnet hatte. Mit den übrigen Museen in Stavanger erging es mir ähnlich, nur das ich nicht mehr einbrach. Sämtliche Museen wurden rekonstruiert, wo die Firma von Sven die Ausstattungen übernehmen sollte.

Aus lauter Frust über den missglückten Tag kaufte ich mir zugleich eine Theaterkarte für die Abendvorstellung im Stavanger Theater. Mir war klar, dass ich kein einziges Wort verstehen würde, aber es reizte mich trotzdem, die Atmosphäre des Theaters und Menschen auf mich wirken zu lassen. Das Stück hieß „*Alle mine Söner*“ und war von einem Engländer. Das recht einfache Bühnenbild hatte eine Tschechin entworfen. Wenigstens konnte ich das Theater optisch wahrnehmen, während das Sprachkauerwelsch ein lustiges Nebenbei war. Eigentlich lebt das Theater erst durch die Sprache. Die Schauspieler trugen altmodische Kostüme und benahmen sich auch so. Das Publikum war gemischt. Es schienen sich irgendwie alle zu kennen. Einige grüßten sich, und andere kamen im zünftigen Norwegenpullover mit Norwegersocken und knisterten dazu noch mit Bonbonpapier. Ich war

froh, als das Stück zu Ende ging und habe versucht, in dem Ganzen noch einen positiven Kern zu sehen.

Stavanger, 9. Februar 1995

An diesem Tag verabschiedete ich mich von meinen Gastgebern. Sie wünschten mir viel Glück auf meiner weiteren Reise. Leiv sagte: „Wenn du nach dem Studium zu uns kommen willst, so tue das.“ Ich antwortete ihm, wenn es überhaupt werden sollte, dann erst im Jahre 2000. Wie weit weg das klingt und doch ist es beängstigend nahe. Was sind schon fünf Jahre in der Menschheitsgeschichte. Also schoss ich noch ein paar Fotos von Leiv, Sven und Gry Wie, die ihren Mann dabei hatte. Ich fuhr von Stavanger aus mit dem Mittagsschiff nach Bergen. Nach fünfstündiger Fahrt mit allen Turbulenzen war die Stadt von Edvard Grieg und Johann Clausen-Dahl erreicht. Ich denke immer noch mit Schrecken an diese Fahrt mit dem Schnellboot, einem Katamaran. Ich glaubte, es liegt besonders stabil im Wasser, aber da täuschte ich mich gewaltig. Als wir einen Zwischenstopp in Haugeland, einem Landvorsprung ablegten, mussten wir ein Stück über den offenen Atlantik. Die Wellen türmten sich plötzlich meterhoch und brachten das Katamaran mächtig ins Stampfen, das es im Schiffskörper rammelte und knisterte. Ich fürchtete, es würde jeden Moment auseinanderbrechen. Die frisch Zugestiegenen haben das erst einmal mit einem Jauchzen begrüßt, aber als die Wellen immer stärkere Stöße an das Schiff warfen, wurden einige ganz ruhig. Ich wurde unruhig und fing an zu schlucken. Das waren die ersten Anzeichen der Seekrankheit und so musste ich allmählich mit Atemübungen beginnen. Kreidebleich sah ich bestimmt aus, aber immerhin, der vorher verspeiste „Hamburger“ blieb im Bauch. Meine Tabletten gegen Seekrankheit waren im Rucksack, und dieser lag am anderen Ende des Schiffes, also beschloss ich, dort zu bleiben, wo ich gerade saß. Ich versuchte mich abzulenken und beobachtete eine Mutter mit ihrem kleinen Baby, welches die helle Freude an dem Spektakel hatte. Doch als wir wieder in das ruhige Gewässer einer geschützten Bucht kamen, und sich mein Bauch beruhigte, fing der Kleine an zu schreien wie am Spieß. Er wolle offensichtlich noch mehr von dieser Schaukelei. Es ist faszinierend, wie schnell sich das Meer verwandeln kann. Erst bewegt, dann ganz ruhig, fast spiegelglatt und das innerhalb weniger Minuten. Genauso verhielt es sich mit dem Wetter vor Norwegens Küste. Plötzlich reißt der Himmel auf und der herrlichste Sonnenschein, jedoch in der nächsten Minute dichter Nebel, der an eine Weltuntergangsstimmung erinnert.

In Bergen angelegt, machte ich mich zugleich auf die Suche nach einer Jugendherberge. Die Damen im Informationsbüro sind hier sehr freundlich und erklärten mir anhand einer Karte, mit welchem Bus ich nach Montana, der Jugendherberge, komme. Die Unterkunft liegt direkt

auf einem Berg, die Aussicht zur Stadt ist atemberaubend. Als ich den Herbergsvater fragte: „*Snakker de tysk?*“, was so viel heißt wie „Sprechen Sie Deutsch?“, war er sauer, glaubte ich. Er erwiderte, dass man in diesem Land bekanntlich Norwegisch spreche. Widerwillig gab er mir den Zimmerschlüssel. Als ich meine Rechnung im Voraus bezahlen wollte, stellte ich mit Erschrecken fest, dass sich nur noch ein paar norwegische Kronen in meiner Geldbörse befanden. Da war das Gezeter groß: „Wo es so etwas gäbe, im Hotel müsse man schließlich auch bezahlen!“. Ich gab ihm meinen Pass und versprach, die Kronen am nächsten Tag zu besorgen. Er schien beruhigt und mürrisch ließ er seine Portier-Jalousie herunter, wie nach einer Theatervorstellung.

Am gleichen Abend noch fuhr ich runter in die Stadt, um Geld abzuheben. Bei der Gelegenheit schlenderte ich durch die engen *Brygge-Gassen* der Altstadt, die bereits in nächtliches Dunkel gehüllt war. Die Lichter der Häuser flackerten anheimelnd. Der Ort wird von hohen Gipfeln umschwärmt, auf denen auch einzelne Lichter brennen. Man könnte meinen, es seien Sterne, die am klaren Nachthimmel leuchten. Die Menschen dieser Stadt sind recht selbstbewusst. Ich glaube, es ist die Tradition, in der die Stadt lebt. Bergen ist die heimliche Hauptstadt Norwegens, und das spürt man auch an dem weltlichen Flair. Man sagt, dass die Menschen hier mit dem Regenschirm geboren werden, was ich auch in Form von Schnee spürte. Heute war es schon das zweite Mal passiert, dass mich jemand ansprach. Es ist schade, wenn man der Sprache des Landes nicht kundig ist, denn ich konnte mir nicht vorstellen, was diese jungen Frauen von mir wissen wollten!

Bergen, 10. Februar 1995

Heute früh hatte der Herbergsvater bessere Laune als gestern, weil ich bezahlen konnte. Ich diskutierte mit ihm, ob ich noch eine Nacht hier bleiben könne, da ich die Stadt genauer kennenlernen wollte. Er wies mir daraufhin ein anderes Zimmer ohne fließendes Wasser zu. Dafür verlangte er noch einmal die Hälfte des Preises, womit ich einverstanden war.

Ich nahm mir heute sämtliche Museen in Bergen vor. Wie ich erfuhr, soll hier ein Picasso hängen. Aber diese Räume wurden gerade rekonstruiert. Picasso hing im Lager. Dafür hatte die Bildersammlung eines findigen Kunstliebhabers namens Rasmus Meyer, der im vorigen Jahrhundert gelebt hat, seine Pforten geöffnet. Als ich die Räume betrat, sah ich plötzlich die

Dresdener Stadtsilhouette vor mir. Da schlug mein Herz höher denn je und Heimatgedanken kamen in mir hoch. Ich erkannte sofort, dass es von Johann Clausen-Dahl gemalt wurde.

6. Der Romantiker Johann Christian Clausen-Dahl

In der früheren Hansestadt Bergen wurde 1788 ein Junge namens Johann geboren. Seine Eltern waren nicht besonders wohlhabend. Als Johann um die zwanzig Jahre alt war, nahm er eine Dekorationsmalerlehre auf. Er war talentiert und hatte eine flotte Pinselführung, die auch später ausschlaggebend für seine Malerei blieb. Norwegen war zu damaligen Zeiten unter dänischer Verwaltung. Der junge Dahl wurde von seinem Lateinlehrer als talentiert befunden und nach der Lehre an die Kunstakademie nach Kopenhagen geschickt. Sein sehnlichster Wunsch war es, Malerei zu studieren und nichts anderes als das. Seine hauptsächlichen Vorbilder waren einige Schweizer Landschaftsmaler, die nach dem Vorbild der Natur arbeiteten. Nach einem hervorragenden Abschluss des Malerstudiums ging er nach Anraten des Lehrers nach Mitteleuropa. Er wollte sich überall umsehen, blieb aber schon nach wenigen Wochen auf der Durchreise in Dresden hängen. Es sollten zehn Jahre daraus werden. Eigentlich war ihm die Landschaft hier zu lieblich und wies zu viele Spuren menschlicher Arbeit auf, aber er traf Menschen, die ihn verstanden und ihm weiterhalfen in seiner künstlerischen Laufbahn. Einer seiner engsten Freunde wurde Caspar David Friedrich. Er war übrigens fast ein Landsmann Dahls, denn seine Heimatstadt Greifswald gehörte damals zu Schweden, wie seit kurzem Norwegen, das 1814 Verfassung und formale Unabhängigkeit mit der Unterordnung unter die schwedische Krone verband. Zudem hatte auch Friedrich an der Kopenhagener Akademie studiert.

Dahl hatte nun auch im Dresdner Kunstleben endlich Fuß gefasst. Er lernte den Arzt und Maler Carl Gustav Carus kennen. Ludwig Richter und Altmeister Johann Christian Klengel gehören ab jetzt auch zu seinem Freundeskreis. Derart aufgenommen, bindet er sich schließlich vollends an Dresden durch die Ehe mit Emilie von Bloch, Tochter des ehemaligen Direktors des Grünen Gewölbes. Einen Tag nach der Heirat bricht Clausen-Dahl zu seiner großen Italien-Reise auf. Knapp zwei Monate fährt er über Stock und Stein, um nach Rom zu gelangen und von dort weiter nach Neapel zu einem gewissen Kronprinzen Frederik, der dort seine Sommerresidenz hatte. Er wurde von diesem eingeladen, aber bereits nach acht Wochen verlässt Clausen-Dahl den Hof. Mit Skizzenbuch und Staffelei zieht er allein durch die Umgebung von Neapel. Hier entstanden die zahlreichen, kleinformatigen, auf Pappe gemalten Ölstudien, die sehr locker gemalt sind. In der Großzügigkeit ihrer Komposition,

dem spontanen, flüssigen Pinselduktus, der durchleuchteten Farbgebung, offenbaren sie eine neue Sicht auf die Natur.

Seine Anregung, schnell und unter Verzicht auf Details zu malen, um die Natur in ihrer steten Veränderlichkeit erfassen zu können, stand im direkten Gegensatz zur geltenden klassizistischen, auf Festigkeit und Dauer ausgerichteten Kunstauffassung. Dahl beginnt im Süden nordische Phantasielandschaften zu malen, um Geld zu verdienen und seine Sehnsucht nach dem Norden zu stillen. Sein Ziel war, die damals künstlerisch unentdeckte Landschaft Norwegens mit der Sicht nach der Art von Jacob van Ruisdael zu malen. Nach einem knappen Jahr Italienaufenthalt kam Clausen-Dahl nach Dresden zurück. Die Freundschaft mit Caspar David Friedrich erblüht neu, und sie teilten sich ab nun das Haus „*An der Elbe Nr.33*“. Die Frauen der beiden gebaren vier Kinder, von denen drei starben; beide Ehefrauen gingen dabei in den Tod. Dahl und Friedrich standen einander auch im Leid bei und hielten weiterhin zusammen. Eines Tages kam einer aus Berlin, der nach Italien wollte und in Dresden Station machte, um Dahl aufzusuchen. Er hieß Carl Blechen und war von Dahls Bildern begeistert. Dahl nahm ihn unter seine Fittiche. Carl Blechen gilt schlechthin als erster Vertreter der Freilichtmalerei im 19. Jahrhundert. Später kam noch Christian Friedrich Gille, der auch von Dahl lernte. 1826, nach fünfzehn Jahren, kann Dahl endlich die Bekanntschaft mit seiner Heimat erneuern und damit seinen Bildvorstellungen endlich handfeste Nahrung geben. Er bereist das norwegische Bergland dort, wo es am höchsten und wildesten ist. Sein Ziel waren die großen Wasserfälle *Hellefoss*, *Labrofoss* und der neu entdeckte 110-Meter tief herabstürzende *Rjukanfoss*.

Als er in seine Heimatstadt Bergen kam, wurde er von seinen Landsleuten „*als Europas bedeutendster Landschaftsmaler*“ gefeiert. Ein paar Monate später war er wieder in Dresden. Dahl brachte einen Fundus von Zeichnungen mit, der ihm für acht Jahre bis zur nächsten Reise reichlich Material lieferte. Die „*Phantasiestücke nordischen Charakters*“ hören nun auf. Im Dresdener Atelier entstehen nun große und kleine Norwegenbilder, die jetzt authentische Situationen festhalten. Das lang gehegte Ziel, die großartige Landschaft Norwegens wahrheitsgetreu wiederzugeben, wird erst jetzt verwirklicht. Dahl schreibt selbst: „*Man muss sorgfältig nach der Natur malen und zeichnen, aber darauf achten, nicht allen Geist und Leben zu verlieren, so das die poetische Seele unserer Vorstellung ausdörrt. Eine Landschaft soll nicht nur eine ganz besondere Gegend zeigen, sie muss die Charakteristik dieses Landes und seiner Natur enthalten. Sie muss in einer poetischen Weise zum*

empfindsamen Betrachter sprechen, muss ihm etwas über die Natur des Landes erzählen, seine Mitmenschen und seine Sitten, oft idyllisch, oft historisch, sprich melancholisch.“ Das große Format einiger seiner Norwegenbilder unterstreicht den hohen Anspruch, Entsprechung zu klassisch-südlichen „heroischen Landschaften“ zu sein.

Clausen-Dahl blieb eng mit dem kulturellen Leben seines Landes verbunden. Er wird zum Initiator von Kunstvereinen in Kristiana, dem heutigen Oslo, und in seiner Heimatstadt Bergen. Er ist auch in der Gründung der Osloer Nationalgalerie beteiligt, die 1837 eröffnet wurde. Ein großer Teil seiner Bilder ging in ihren Besitz über.

1828 wird ihm ein Lehrstuhl in Kopenhagen angeboten, was er jedoch ablehnte. Er ist sich seiner Eigenart bewusst, als das er sich in die Zwänge eines Lehramtes fügen könnte. Wenig später wird Dahl zum außerordentlichen Professor berufen, wobei er angehalten wird, Schüler auszubilden. Er war ein äußerst liberaler Lehrer, der mehr durch seine starke und lebende Persönlichkeit und durch sein Beispiel wirkte. Ganz gegen die Regeln der Akademie-Ausbildung suchte er bewusst die Eigenart seiner Schüler zu fördern, *„damit sie mehr von ihrem eigenen Genius, als einem fremden folgen lernen, damit ihre Originalität sich immer mehr entwickle und damit sie nicht Jünger seiner Schule, sondern Jünger der Natur werden, die weder Schule, noch Manier kennt.“*

Dahl erfreute sich in den Zwanziger- bis Anfang der Dreißiger-Jahre großer Popularität. Sehr beliebt waren die *„Schiffbrüche“*, Darstellungen von an Felsen gestrandeten Schiffen, inmitten tosender Wellen unter sturmbewegten Wolken. Die stürmischen Seestücke und die brausenden Wasserfälle, wie überhaupt das nordische Thema, wurden zum dominierenden Sujet der *Düsseldorfer Malschule*.

1839 hatte der Düsseldorfer Maler Andreas Achenbach, Dahls Schüler Thomas Fearnley, auf seiner Nordlandreise begleitet. Die danach entstandenen Landschaften, voll von dramatischen Lichteffekten, werden zum Ideal für viele Käufer. Sie bringen jenen bräunlichen Galerieton wieder in die Gunst, den Dahl und die besten realistischen Maler seiner Generation verdrängt hatten. Fortan wendeten sich die skandinavischen Maler zur Ausbildung nach Düsseldorf und nicht nach Dresden. Auf der Weltausstellung 1855 in Paris zeigt Dahl noch drei Gemälde, die Ehren und Medaillen gingen jedoch an die Düsseldorfer Norweger. Dahls Realismus, der die kühlen, graugrünen Töne der norwegischen Landschaft wiederzugeben bestrebt war, seine Genauigkeit der Details bei aller malerischen Freiheit, seine letztlich doch vorhandene Demut vor der Natur, war unmodern geworden. Sie erschien steif und kalt vor dem effektvollen Schwung der Düsseldorfer.

In Dresden brach nun die Spätromantik an, zu der Zeit, als Ludwig Richter den Lehrstuhl der Kunstakademie übernahm. So wurde Dahl in den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens von der künstlerischen Entwicklung in Deutschland an den Rand gedrängt. Auch Caspar David Friedrich erging es ähnlich. Johann Christian Clausen-Dahl starb 1857. Noch im gleichen Jahrhundert wurde er „wiederentdeckt“. Seine Werke gingen größtenteils in die *Nationalgalerie Oslo* über.

Dahls Bedeutung als Entdecker der norwegischen Landschaft in der Kunst wurde nun wieder ins rechte Licht gerückt. Darüber hinaus führte die intensive Beschäftigung mit Dahls Leben und Werk seinen ersten Biografen Andreas Aubert gegen Ende des Jahrhunderts nun auch zur Wiederentdeckung Caspar David Friedrichs, der für Dahl eine überragende Rolle gespielt hatte.

Es ist ein herrliches Gefühl, wenn man fernab der Heimat die Bilder seiner vertrauten Umgebung wieder trifft. Der Museumswart meinte, das es Dresden seit dem zweiten Weltkrieg faktisch nicht mehr gibt, wobei ich ihm widersprach und erklärte, dass vieles wieder aufgebaut wird und die Landschaft ringsum auch noch phantastisch ist.

Im oberen Stockwerk waren die Säle voller Bilder des norwegischen Malers Edvard Munch. Das Bild „*Frau am Meer*“ faszinierte mich so, das ich es nicht in Worte fassen mag. Munch hat eine ganz lockere und transparente Art zu malen. Er lässt den Malgrund durchscheinen und setzt, wenn nötig, stärkere, deckende Farbschichten mit dem Pinsel oder der Spachtel auf. Diese Bilder haben eine ganz eigene Farbigkeit, in der ich die Kühle des Nordens wiederfinde. Genau diese starke Farbigkeit habe ich auch bei anderen norwegischen Malern dieser Zeit bemerkt. Auch Kokoschkas Farbpalette sah in Skandinavien anders aus als sonst. Meistens sind es starke Blau- und Grüntöne, aber auch dunkle, düstere Farben. Ab und zu tauchen auch plötzlich rosa oder auch grelle, fast blasse Neontöne auf.

Munch schafft es fast immer, seine Bilder in harmonischem Einklang zu bringen. Er geht dabei spielerisch mit seinen Werkzeugen um. Bei allen Malern dieser Ausstellung fiel mir die strenge Naturbeobachtung und die Liebe zu ihrer Heimat Norwegen auf. Die einzigartige Bergwelt wurde viel als Motiv gesehen, aber auch die mystische Sagenwelt wurde oft zum Thema. Die norwegischen Impressionisten wirkten etwas aufgesetzt. Sie sind nicht aus sich selbst entstanden. Dennoch waren sehr gute Bilder dabei, die mit frischen Farbtönen und gutem Mut gemalt waren.

Nach dem erfreulichen Besuch in diesem Museum ging ich anschließend gleich noch in die Kunstgalerie nebenan, wo zeitgenössische Norweger ausstellten. Die meisten norwegischen Künstler [.....] ihr Land mit kritischen Augen und [...] überhaupt nicht konservativ. Der Künstler, der sich von der Natur inspirieren lässt, ist am wahrhaftigsten.

Ist Kunst Natur?

Ist Natur Kunst?

Nein, sicher beides nicht ganz.

Die Natur steht als Geniales, Unwiederbringliches, Vielfältiges,
Wechselhaftes und Vollkommenes da.

Nur der Mensch scheint unvollkommen zu sein.

Von der Kunst könnte ich das gleiche behaupten. Weil es ein Stück Natur ist, was aus dem Menschen kommt. In der Natur ist alles sorgsam erdacht und alles hat einen tiefen Sinn. Jedes Ding ist zu etwas nütze. In der Kunst muss es ähnlich sein. Jeder ist in sich selbst vollkommen, und wenn man das erkannt hat, ist man der glücklichste Mensch auf Erden.

Ein Lehrer sagte einmal: „*Die Aufgabe der Kunst ist es, die Zerstörung und die Sinnlosigkeit aufzuhalten durch Raum- und Bildzeichen.*“ (Horst Weber) Es gibt Möglichkeiten, das Erlebnis umzusetzen in Farbverwandlungen und Farbempfindungen aus Rot, Blau, Gelb, Grün, Orange, Violett, Schwarz, Weiß und Grau; in kubische, flächige, lineare, expressive Vergitterungsstrukturen oder in Figurationen (Gebilde).

Am Nachmittag besuchte ich das *Aquarium* von Bergen. Es liegt auf dem äußersten Zipfel der Stadt und ist dennoch gut zu erreichen. Ich schaute mir lange Zeit die Seelöwen an, die beim Schwimmen aussehen, als würden sie fliegen. Die Welt unter Wasser ist so prächtig und farbig, dass ich denke, dass Paradies ist unter Wasser zu finden.

7. Wieder in Oslo

Oslo, 11. Februar 1995

Heute war der große Augenblick gekommen, ich verabschiedete mich von Bergen, um nun mit der sogenannten Bergbahn zurück nach Oslo zu fahren. Es ist die einzige Zugverbindung nach Oslo, dabei fährt man durch lange Tunnel, Täler und hinauf in atemberaubende Höhen. Die Fahrt dauert ungefähr sieben Stunden, wenn alles gut geht. Ich wollte die Landschaft

wenigstens aus dem Zugfenster genießen und deshalb fuhr ich am Tag. Die ersten zwei Stunden ging es durch kilometerlange Tunnel, die durch den Berg gehauen sind. Nach ein paar hübschen Örtchen quälte sich der Zug nun wie eine Schlange in die Höhe von 1600 Meter hinauf. Hier oben ist die Landschaft wie verwandelt. Ich musste ständig die Augen zusammenkneifen, weil das Sonnenlicht unter dem azurblauen Himmel blendet. Die Hochebene hatte ein herrliches, glitzerndes schneeweißes Winterkleid angelegt. Bäume gibt es hier oben nicht mehr. Ab und zu sah ich kleine Holzhütten, die völlig im Schnee versunken waren, so dass nur noch der freigelegte Eingang zu erkennen war. Die Wasserfälle sind zu Eis erstarrt und hängen als gespenstische Nadeln nach unten. Wenn man Phantasie hat, sieht man in den Naturformen die unglaublichsten Gebilde, die sich plötzlich bewegen.

Der Druck in meinen Ohren nahm zu. Ich merkte, wie der Zug weiter in die Höhe kletterte. Überall, wohin ich schaute, war blendendes Weiß und ein strahlend klarer Himmel mit einer Sonne, wie ein Brillant. Zu beiden Seiten der Schienen türmt sich meterhoch der Schnee. Der Triebwagen hatte praktischerweise einen Schneepflug vor seiner Front. Als wir den höchsten Haltepunkt erreicht hatten, stiegen viele Norweger mit Skiern, Rucksack und Hunden aus. Es schlängelten sich Langlaufspuren durch Täler und zugefrorene Bergseen, immer in der Nähe der Zugtrasse. Bald veränderte sich die Landschaft wieder und die rote Eisenbahn fuhr langsam in vielen Kurven das Tal hinab, an reißenden Flüssen, entlang unter hohen Gebirgsketten und über tiefe Abgründe hinweg. Die Vielgestaltigkeit der Landschaft ist fast wie im Leben, dachte ich, während ich im Zugrestaurant Kaffee trank. Nach siebenstündiger Fahrt erreichen wir Oslo. Es war eine der kurzweiligsten und spannendsten Zugfahrten, die ich bis jetzt gemacht hatte.

In Norwegen ist es unproblematisch, wenn man sein Fahrrad aufgeben möchte. Ich habe, bevor ich nach Stavanger kam, mein Fahrrad gleich von Stockholm nach Oslo schicken lassen, was sich die schwedische Staatsbahn auch gut bezahlen ließ. Ich hatte mich entschlossen, dass Fahrrad nicht mit nach Stavanger zu nehmen, was auch eine gute Entscheidung war. Also, ließ ich es kurzerhand in der Gepäckaufbewahrung in Oslo. Als ich heute hier wieder ankam, ließ ich es sogleich nach Bodö, hinter den Polarkreis, schicken. Ich war angenehm überrascht, wie billig die Fahrradbeförderung in Norwegen ist. Der ganze Spaß kostete mich umgerechnet 16,00 DM und das über eine Distanz von über tausend Kilometer. Meine verrückte Idee, mit dem Fahrrad mitten im Winter über dem Polarkreis zu fahren, nahm so langsam Gestalt an.

Ich nächtigte diese Nacht in einer Jugendherberge in Oslo. In dem Zimmer schliefen noch ein Japaner und ein Österreicher. Es war angenehm, endlich wieder deutsche Wörter zu hören und selber über die Lippen zu murmeln. Der Japaner war noch sehr jung und kam aus Tokio. Er war bereits im hohen Norden, und erklärte uns, dass in Lappland sehr kalt gewesen sei, und er alle verfügbaren Pullover anziehen musste. Der Österreicher erlebte ähnliches und morgen will er mit der Bergbahn nach Bergen. Von dort aus dann mit dem Schiff nach England übersetzen.

Oslo, 12. Februar 1995

Heute Morgen ist diese Stadt wie ausgestorben. Vielleicht liegt es daran, weil Sonntag ist. Ich verabschiedete mich bei meinen Schlafgefährten und fuhr mit der erstbesten Tunnelbahn zum *Munch-Museum*. Es schneite wie wild, und die Stadt hatte ihr weißes Winterkleid angelegt. Das *Munch-Museum* ist von außen ein ziemlich nüchterner Bau, mitten in einem nüchternen Viertel von Oslo. Als ich den Ausstellungssaal betrat, überraschte mich eine ganz angenehme Atmosphäre. Alle bekannten Bilder Munchs hingen plötzlich im Original vor meiner Nase, es war göttlich!

Ein ganzer Saal ist mit Holzschnitten ausgehangen, die in allen Variationen und Zuständen zu bewundern sind. Munch ist der Meister des Flächenholzschnittes. Von ihm lernten auch die Dresdener *Brücke-Maler*, die sich vergeblich um dessen Mitgliedschaft bemühten.

Munchs Kunst ist neurotisch und hintergründig. Er setzt kompakte Flächen klar nebeneinander und ist dabei noch sensibel in der Ausdruckssprache seiner Darstellung. Sein großes Thema ist der „*Tanz des Lebens*“, dessen sich viele Künstler annahmen. Die Spannung zwischen Leben und Tod wird in seinem Werk immer wieder deutlich, hatte er ja in seinem Leben viel Leid und Abgründe erfahren. Die Beschäftigung mit dem Thema: Kindheit, Pubertät, Liebe, Leid, Krankheit und Tod, zieht sich wie ein Faden durch sein Gesamtwerk.

Malen kann auch Therapie und Problembewältigung sein. Bei Munch war es offensichtlich der Fall. Ich behaupte mal, dass jeder Maler ein Psychopath ist, der nur durch die Malerei seine Probleme lösen kann oder sich zumindest damit beschäftigt. Einige Maler quälen sich

das ganze Leben damit herum und sind dabei verrückt geworden. Manchen geht es wiederum gut beim Malen, wozu ich mich zählen möchte. Der ständige Kampf mit Farbe und Form ist eine Herausforderung. Wenn ein bildnerisches Problem gelöst scheint, bin ich erleichtert, ein Stück durch mich selbst bewältigt zu haben. Das ganze Leben ist ein Spiel, warum soll es in der Malerei nicht auch so sein?

Schiller sagte mal: „*Ernst ist das Leben und heiter die Kunst*“. Ich glaube, die Möglichkeiten, die man in der Kunst hat, sollte man auf gar keinen Fall verschenken. In der Realität verbaut man sich manche Wege und es tun sich andere auf. In der bildnerischen Kunst ist alles möglich. Picasso hat einige Jahre seine Pinsel nicht einmal angerührt, weil er nach anderen Wegen suchte. Plötzlich, nach 1937, platzte er wie eine Bombe, und er malte das, was er all die Jahre im Kopf hatte. So wurde der Kubismus geboren.

„Ich liebe Kubismus

Ich liebe die Deformationen von Picasso

Ich begeistere mich an abstrakten Bildern Kandinskys

Am abstrakten Expressionismus Pollocks

Der realistischen Härte von van Gogh“

(Weber)

Munch ist seinen eigenen Weg gegangen. Er holt sich zwar auch Einflüsse französischer Impressionisten, aber entwickelte daraus seine eigene Handschrift. Es gab Leute, die sagten: „*Du malst wie ein Schwein, Edvard*.“ Aber er ging seinen Weg nach inneren Kämpfen doch weiter. Speziell vor seinem Bild „*Das kranke Kind*“, wurde damals viel geschrien, gelästert und gespottet. Auch das Bild „*Der Tag danach*“ wurde von den Kritikern stark verrissen. Die Bürger meinten, ab nun ihre Töchter nicht mehr mit in die Galerien nehmen zu können. Die Kunst ernährt sich von der Vergangenheit und blickt in die Zukunft. Die Menschen lernen nie aus den Fehlern der Vergangenheit. Sie tappen wieder in die gleiche Misere, um alles selbst zu erfahren. Ich muss auch alles am eigenen Leibe spüren, wie ein Kind, um alles zu verstehen. Die Kunst ist wie eine Pyramide. Die weniger guten Maler sitzen unten und tragen die Besseren oben. Diese bedienen sich der weniger Guten unten. In Munchs Bildern fiel mir eine dumpfe Bedrücktheit auf. Sein Werk hat etwas Dramatisches, Klagendes, wie sein Leben selbst.

8. Der Maler Edvard Munch (1863 – 1944)

Er wurde 1863 in Løten (Südnorwegen) als Sohn eines Landarztes geboren. Die Familie siedelte bald nach Oslo um. Später besucht der junge Edvard die Technische Schule, um Ingenieur zu werden. Munchs problematische Lebensstimmung hat mehrere Wurzeln. Schon über seiner Jugend lagen tiefe Schatten. Die Mutter starb, als er fünf Jahre alt war. Der Dreizehnjährige erlitt den Tod der geliebten älteren Schwester. Beide Ereignisse haben sich tief in die Seele des Knaben eingepägt, und Munch hat den Schmerz zeitlebens nie ganz überwunden. Er war sich im Klaren, dass er lieber malen möchte, also brach er das Ingenieurstudium ab und besuchte ab jetzt die Zeichenschule vom damaligen Kristiana. Es dauerte nicht lange bis Edvard öffentlich ausstellte. Er bekam ein Stipendium und ging damit nach Paris und Berlin. In diesen Jahren entstanden Bilder wie: „*Das kranke Kind*“, „*Der Tag danach*“ und „*Pubertät*“, die von der Kritik verrissen worden sind. Sein Namen tauchte ab nun häufig unter skandalösen Schlagzeilen auf. Munchs ausschweifender Lebenswandel und Alkoholismus schädigten die Gesundheit des damals Dreißigjährigen ernsthaft.

1889 zeigte Munch seine erste Personalausstellung in Kristiana, dem heutigen Oslo. Die Sommermonate verbrachte er öfters am Oslofjord, wo er ein Häuschen angemietet hatte. Im darauffolgenden Jahr geht er wieder nach Paris und anschließend nach Nizza. So pendelte Munch jahrzehntelang zwischen diesen Städten. Die erste Ausstellung 1892 in Berlin, erregte großes Aufsehen und wird nach einer Woche wieder geschlossen, was die Ursache zur Bildung der Berliner Sezession war. Munch war der Malerei damals weit voraus und wurde selten verstanden.

Nur ein paar Freunde erkennen ihn als neuen Maler der dritten Generation. Munch lernt die Schriftsteller Ibsen und Strindberg kennen. Er ließ sich von deren literarischen Werken anregen und pflegt mit beiden einen freundschaftlichen Kontakt. Munchs Verhältnis zur Frau war trotz aller äußeren Erfolge, die ihm nachgesagt werden, kein glückliches. Zeitweise hat ihn wohl die Hassliebe Strindbergs gegenüber der Frau erfüllt, wenn auch seine Auffassung im Grunde eine ganz andere war, mehr vom seelischen Erlebnis her, das Verhältnis zur Frau erfasste und an seiner unbewältigten Problematik fast zerbrach.

In den Sommermonaten bereiste er wiederum Europa. Den Winter verbringt er auf Grund seiner angeschlagenen Gesundheit in Sanatorien der Schweiz und Norwegen. Später ging er nach Thüringen und machte dort Bühnenentwürfe für eine „*Hedda Gabler*“-Inszenierung für das Deutsche Theater in Berlin. 1908 wurden einige Bilder von Munch von der *Nationalgalerie Oslo* angekauft. Ein Jahr später mietet sich Munch ein Häuschen bei Kragerö. In dieser Zeit kauft Rasmus Meyer aus Bergen mehrere Bilder Munchs. Nach einigen Reisen durch Europa erwarb er 1916 den Besitz *Ekely* in Sköjen, nahe bei Oslo, wo Munch sich bis zu seinem Tode aufhielt und malte. Dort ließ er sich ein Freiluftatelier bauen und setzte seine Bilder der freien Witterung aus, um die Vergänglichkeit seiner Malerei im Voraus zu beschleunigen.

Munch arbeitete an Wandfriesen für die Osloer Universitätsaula. Davon suchte ich mir den Fries „*Sonne*“ zur Umsetzung innerhalb der praktischen Umsetzung Abschlussarbeit heraus. Er lieferte die Entwürfe für die Ausmalung des künftigen Osloer Rathauses, was zu dieser Zeit gerade im Bau war. Geplant war ein „*Arbeiterfries*“ analog zu einem „*Lebensfries*“, was er jedoch auf Grund seines Augenleidens nicht mehr selbst ausführen konnte. In dieser Zeit entstanden auch seine Arbeiterbilder, wobei die problembeladenen Themen der Vorjahre in den Hintergrund gedrängt wurden.

1937 werden Munchs Werke in allen deutschen Museen als „entartet“ beschlagnahmt und in die Magazine verbannt. Im Jahre 1944 starb Edward Munch in Ekely. Es sind über 1000 Gemälde und 15400 grafische Blätter, die Edvard Munch den staatlichen Sammlungen Oslo und der Menschheit hinterließ.

Die Grafik Munchs ist für die Entwicklung, insbesondere der deutschen Grafik des 20. Jahrhunderts von grundlegender Bedeutung geworden. Munch war es, der einen auf primitiv einfachen Flächen- und Linienwirkung beruhenden Holzschnitt-Stil gefunden hatte, der kühn die Möglichkeiten aufgriff und dem neuen Stil zum Durchbruch verhalf. Wir haben uns längst an diesen Stil gewöhnt, der bei den Künstlern der *Brücke* und bei Nolde, Beckmann, Käthe Kollwitz, seine Nachfolge fand und bis in die unmittelbare Gegenwart reicht. Auch Besonderheiten, wie die Einbeziehung der Holzmaserung, werden durch Munch Allgemeingut.

Aber nicht nur der Holzschnitt, sondern auch der Lithografie und der Radierung verdankt Munch neue Möglichkeiten, die der Bedeutung der Holzschnitte kaum nachstehen. Die Freiheit und Härte, mit der Munch die Verlogenheit der bürgerlichen Moral ans Tageslicht zerrte, waren den Bürgern eine schmerzliche Ohrfeige. Die durch die Gesellschaft hervorgerufenen Konflikte und Spannungen zwischen Mann und Frau, sonst ein sorgsam gehütetes gesellschaftliches Tabu, werden bei Munch offen zu Schau gestellt. Dabei zeigt Munch nicht direkt den gesellschaftlichen Hintergrund, vor dem sich die Konflikte abspielen, ihn interessieren vor allem die großen seelischen Spannungen, denen Menschen unter diesen Verhältnissen ausgesetzt sind. *„Kaum ein einziger bildender Künstler hat je ein Werk hinterlassen, dass durchlebter, durchlittener ist und so voll von Geständnissen über die bewegenden Kernkräfte im Menschenleben: Die Liebe und der Tod.“* (A. Noen, 1957).

Nach dem Besuch im *Munch-Museum* setzte ich mich wieder in die Tunnelbahn und ließ mich ein paar Stationen bis zur Nationalgalerie von Oslo schaukeln. Der Eintritt war kostenlos, was ich sehr gut fand. In den unteren Etagen waren eine Menge antiker Gipsabgüsse zu bewundern, ein Stockwerk höher hingen sämtliche norwegische Im- und Expressionisten des 20. Jahrhunderts beieinander, wobei auch Picasso, Matisse, Gauguin und Renoir und einige Statuen von Rodin, Claudel und Degas vertreten waren. Im nächsten Saal entdeckte ich auch Bonnard und Manet. Es ist unverkennbar, dass viele norwegische Maler des 20. Jahrhunderts von den französischen Impressionisten beeinflusst wurden, wobei die Farbigkeit der Norweger etwas kühler und gesetzter wirkte. Bei fast allen nordischen Bildern spürt man die Liebe und die Verbundenheit zur eigenen Heimat, zur aufregenden Naturscheinung, wie auch zu Melancholie und Trübsinn. Auch in diesen Sälen waren die Romantiker des Nordens, hauptsächlich mit großen Bildern von Clausen-Dahl vertreten.

Leider verging die Zeit in diesen Gemäuern viel zu schnell. Als ich die Hälfte bestaunt hatte, drängten die Museumsaufseher zum Verlassen der Räume, um die Galerie zu schließen. Ich nahm mir deshalb vor, bei meiner Rückreise von den Lofoten, wieder über Oslo, noch einmal hierher zu gehen, um die prägnantesten Bilder Munchs zu genießen.

Wie eingangs schon erwähnt, war die Stadt heute ziemlich leer, was damit bestimmt zusammen hing, dass es Sonntag war und die Menschen lieber zu Hause blieben, das Wetter auch nicht besonders rosig war. Nur ab und zu kriechen hier und da Touristen durch die Straßen von Oslo. Nachmittags sah es dagegen auf der Hauptstraße, der *Carl-Johans-Gate*, etwas lebhafter aus. Viele mit Fahnen beflaggte Norweger säumten die Trasse, grölten irgendwelche Lieder und rülpsten im Takt dazu. Vielleicht war heute ein besonderer Nationaltag oder ein Skispringen auf dem Holmenkollen, jedenfalls bekam ich den

Lokalpatriotismus heftig zu spüren. In Oslo leben zum größten Teil zugewanderte aus aller Welt, die auch voll akzeptiert werden, so schien es mir jedenfalls.

Mein Zug nach Trondheim ging erst in der Nacht um 23 Uhr. Da hatte ich noch viel Zeit auf dem Weg zum Bahnhof. Der Zufall wollte es so, dass ich meinen japanischen Zimmergenossen aus der Jugendherberge wiedertraf. Wir kamen so ins Plaudern, worüber Japaner gerne sprechen; nämlich davon, wo sie schon überall gewesen sind. Er faltete seine Weltkarte auf dem Tisch bei McDonald's aus und zeigte mir, wo er schon gewesen ist und wo er die nächsten Wochen noch überall hin will. Er war erst eine Woche in Norwegen und behauptete, jede sehenswerte Stadt und alle Landschaften gesehen und fotografiert zu haben. Da wurde ich etwas stutzig und dachte mir für mich, dass er in Wirklichkeit nur flüchtig gesehen und dabei schon in Gedanken an der nächsten Sehenswürdigkeit vorbeiraste. Jedenfalls war er noch viel jünger als ich und hatte im Prinzip schon die halbe Welt gesehen. Es gibt auch Menschen, wie Immanuel Kant, der Philosoph aus Königsberg, der unsere heutige Weltsicht entscheidend prägt, der die Welt in seiner eigenen Umgebung fand und nicht in die Welt hinausfahren musste, um sie zu erkennen. Das kommt auf den scharfen Blick an. Man bereist letztendlich die Welt, um festzustellen, dass überall die gleichen Prinzipien und Gesetzmäßigkeiten herrschen, dass nur die Form und Farbe anders sind. Dieses Prinzip ist allgegenwärtig und allumfassend.

9. Auf nach Norden

Noch den gleichen Tag abends...

Nach fünfstündigem Warten auf dem Bahnhof von Oslo war endlich der Zug nach Trondheim bereitgestellt. Ich war froh, dass ich Platzkarten gekauft hatte, da der Zug knacke voll war, hauptsächlich mit Soldaten. Es war mir ein Rätsel, was die alle in Trondheim wollten oder ist etwa ein Krieg in Vorbereitung? Später erfuhr ich, warum das so war, das aber an anderer Stelle. Nun fuhr der Zug endlich los, es war mondklare Nacht. Einige bärbeißige Norweger im Zug, die ihre Skier mithatten, Englischsprechende Touristen, die blöde Witze zu den Uniformierten machten und auf dem Zugklo, wo eine abgebrochene Kifferspritze lag, putzte ich mir die Zähne.

Trondheim, 13. Februar 1995

Nach einer schlaflosen Nacht, als ich heute Morgen in Trondheim ankam, war ein Höllenwetter los. Es schneite hier, dass ich meine Hand vor den Augen nicht mehr erkennen konnte und überall lag meterhoch der Schnee in den Straßen. Der Hexenschuss schlug auch wieder im richtigen Moment zu, so dass ich mich nach langem Überlegen entschloss, ein Bett zu suchen und einen Tag und eine Nacht hier zu bleiben. Auf dem Bahnhof schlich ein hübsches, rothaariges Mädchen hinter mir her. Als ich mich umdrehte, sagte sie schüchtern ihren Namen aus ihrem schönen Mund. Sie hieß Erika und erwartete einen Gast, von dem sie glaubte, er sehe so aus wie ich. Als sie meinen Namen erfuhr, wusste sie, dass ich nicht der Erwartete war. Schade, ihre freundlichen Gesichtszüge und ihre asiatisch schrägliegenden Augen sollten mir noch einige Zeit in Gedanken bleiben.

Es war nicht schwer, die einzige Jugendherberge in Trondheim zu finden. Als ich mit dem Bus hier ankam, legte ich mich erst einmal schleunigst ins Bett und schlief bis weit in den Mittag. Nach zwölf Uhr kitzelte die Sonne an meine Nase. Als ich aufwachte, strahlte ein blauer Himmel über Trondheim. Zugleich stieg ich aus dem Bett, ging in die Stadt, um den Dom von Trondheim zu besuchen, der mir schon von weiten auffiel und als Attraktion der Stadt gilt. Der *Nidaros-Dom* ist das größte Gotteshaus Skandinaviens. Das Querschiff ist im romanischen Stil, und der Rest ist rein gotisch. Außen und innen ist er sehr gut erhalten, da er ständig restauriert wird.

Ich ging hinein und bestaunte die hohen, farbigen Fenster und die große Rosette über dem Eingang. Es kamen zwei Frauen auf mich zu, die ich im Dunkeln des Altars ablichten durfte.

Trondheim ist die drittgrößte Stadt Norwegens und zugleich die letzte Gelegenheit, noch einmal Luft und Leben einer richtigen Stadt zu atmen, bevor man noch weiter nordwärts fährt. Wie Bergen, war auch Trondheim ein Stützpunkt der deutschen Hanse. 1910 wurde hier die erste technische Hochschule Norwegens gegründet, wodurch sich erklären lässt, dass es gerade hier so viele Studenten gibt. Hier traf ich bisher die hübschesten Mädchen Norwegens, was mir auch andere Reisende bestätigten. Die neueste Mode Norwegens ist es, mit dem Mobiltelefon anzurufen und angerufen zu werden. Heute sah ich, wie sogar beim Einkaufen oder auf der Straße und im Zug ständig gequasselt wird, was das Zeug hält.

Trondheim, 14. Februar 1995

Warum so viele Soldaten in den Zügen mitfahren, habe ich gestern herausbekommen. In der Jugendherberge traf ich einen deutschen Globetrotter aus Tübingen, der mir erzählte, dass Uniformierte, auch wenn sie nicht mehr im Wehrdienst stehen, nur zehn Prozent des Fahrgeldes bezahlen müssen, außer am Dienstag, da gibt es keine Ermäßigungen in Norwegen. Warum das so ist, kann man schwer durchschauen. Diese Ermäßigung hat eine gute Seite, nämlich diese, dass die Züge immer voll sind. Dadurch werden die Straßen entlastet. Welcher pfiffige Norweger würde diese Leistung nicht Anspruch nehmen, für einen Spottpreis bis ans Ende der Welt zu fahren?

Der Globetrotter aus Tübingen kam vor ein paar Tagen aus dem nördlichsten Norden von Norwegen, weil der die Einsamkeit und das Abenteuer liebt. Morgen will er nach Schweden aufbrechen, um Ski zu fahren. Als ich gestern die aktuelle Tagesschau im norwegischen Fernsehen sah, wurden Bilder des zerbombten Dresden gezeigt. Es war vor fünfzig Jahre, als diese Stadt in Schutt und Asche gelegt wurde. Ich sah es in der Entfernung, es stimmte mich wehmütig, wenn ich daran denke, wie groß die Gefahr auch jetzt schon wieder ist.

Heute Vormittag ging ich wieder in die Stadt, um das Kunstgewerbemuseum und die Kunstsammlungen zu besuchen. Das Werk Edvard Munchs zieht sich wie ein Netz über das ganze Land. Auch Clausen-Dahls Bilder der Romantik waren in diesen Kunstsammlungen vertreten.

Wenn ich nicht wüsste, das Tromsø, die Stadt, die ich bisher noch nicht kenne, dass *Paris des Nordens* ist, würde ich meinen es wäre Trondheim. Diese Stadt ist bunt, überall gibt es gemütliche Cafés, aus denen ich die Menschen, die vorübergehen, beobachten konnte. Trotz des pulsierenden Stadtlebens zieht es mich nun in die wilde Natur des bizarren Nordens.

In Trondheim hat nun das Tauwetter eingesetzt, was die Straßen in Bäche und den Schnee auf den Dächern in Lawinen verwandelte. Überall wo ich auftrat, setzte Tauwetter ein, was aber für diese Gegend und zu dieser Jahreszeit nicht ungewöhnlich war, da das Golfklima die Küstengegend zu erwärmen vermag.

Mein Bettnachbar in der Jugendherberge ist ein Norweger aus Oslo. Wir verständigten uns in einem deutsch-englischen Sprachgemisch. Er war etwas verschlossen und wollte seine Ruhe haben. Doch als wir auf Fußball zu sprechen kamen, wurde er munter und war stolz, sagen zu können, dass auch gute norwegische Fußballer in deutschen Mannschaften spielten. Er meinte, dass sein Land wenig Beachtung fände, worin ich ihm widersprach. Als ich mich von ihm verabschiedete merkte ich, dass ich ihn und seine Art mochte.

15. Februar 1995

Die Hälfte des Monats war bereits vorbei und leise Anflüge des Heimwehs kamen in mir auf. Teilweise hatte ich vom trostlosen Wetter die Nase voll, vom kleinbürgerlichen Mief und von dieser unmöglichen Sprache. Ich wollte endlich wieder einmal mit jemandem Deutsch sprechen und die Sonne auf meiner Haut spüren. Trotz allen Frustrationen sah ich mit Spannung der weiteren Reise entgegen. Der Zug fuhr mit rasender Geschwindigkeit durch die Schneefelder, und soeben passierten wir den nördlichen Polarkreis. Ich suchte diese Stelle auf meiner Karte, und soeben durchfahren wir das schmalste Stück Norwegens.

Schauen ich aus dem Zugfenster, sehe ich zu beiden Seiten weiße Berge, die den Schienenstrang säumen. Stundenlang rast der Zug durch einsame Gegenden, in denen nur Felsen, Täler und Flüsse regieren. Nur selten entdeckte ich eine verschneite Holzhütte. Lange dauert es, ehe der Zug an einem Bretterhaus hält, was eine größere Siedlung markieren soll. Vorbei an atemberaubenden Fjorden und hohen Felsen fuhr der Zug seinem Ziel entgegen.

In Bodö, der kleinen Stadt am Ozean, hören die Gleise plötzlich auf. Wer weiter will, tue das entweder per Schiff, Flugzeug oder mit dem Überlandbus.

Bodö ist die Hauptstadt des Nordlands, wobei von hier aus immer noch Tausend Kilometer bis zum Nordkap, dem nördlichsten Zipfel Norwegens, fehlen. Diese Stadt macht einen nüchternen, modernen Eindruck auf mich, was sicherlich damit zu tun hat, dass sie im zweiten Weltkrieg an einem einzigen Tag vollständig durch deutsche Bomben niedergebrannt wurde. Bodö fungiert heute als Drehscheibe für den Lofoten-Verkehr und zweimal am Tage machen die aus Bergen kommenden Postschiffe der Hurtigrouten am Kai fest, um dann weiter über die Lofoten nach dem nördlichen Kirkenes zu fahren.

Nachdem ich mein Fahrrad von der Gepäckaufbewahrung vom Bahnhof abholte, was übrigens bereits eher hier war als ich, bestieg ich das letzte Postschiff, was heute noch nach Stamsund ging. Die planmäßige Überfahrt von Bodö nach Stamsund dauert reichlich vier Stunden. Die See meinte es gut mir, so dass es hinsichtlich der Seekrankheit keine Schwierigkeiten gab.

Als wir abends mit dem Schiff im Hafen von Stamsund anlegten, standen neugierige Leute herum, um uns Neuankömmlinge zu empfangen. Unter ihnen war auch der Jugendherbergsvater von Stamsund, den ich telefonisch über mein Kommen informiert hatte. Mit mir verließen auch zwei Franzosen das Schiff, Olivier und Janik, die ebenfalls zur Herberge wollten.

Roar, der Herbergsvater, ist ein kleiner, durchwachsener Mann, Ende Vierzig, mit einem jugendlichen, braungebranntem Gesicht und schwarzen, buschigen Augen, einer Hakennase und rotem Kombinationsanzug, wie ihn viele hier tragen.

Er hieß uns willkommen und weist den zwei Franzosen gleich einen Platz in seinem Transporter zu. Ich musste natürlich mit dem Fahrrad zur drei Kilometer entfernten Herberge fahren, was mir auch keine besonderen Schwierigkeiten bereitete. Kurz vor dem Ziel rutschte ich aus und schlug mit voller Last auf das Eis. Roar staunte nicht schlecht, als er meine verwegene Absicht witterte.

Die Jugendherberge ist nichts weiter als eine ehemalige Fischerhütte, die auf Holzpfählen zwischen dem Fels zur Hälfte im Wasser steht. In ihr sind mehrere Gesellschaftsräume mit einem urigen Holzofen aus Gusseisen und ein paar Tischen und Stühlen drin. Eine Holzleiter führt in den darüber liegenden Schlafboden, wo überall bezogene Betten standen. Ich fühlte mich sofort wohl in dieser unkomplizierten Behausung. Der Herbergsvater ging seiner Wege und überließ uns unserem Schicksal und einem Typen aus München, der hier schon vierzehn Tage allein wohnte. Er hieß Michael und hatte eine Freundin in Tromsø, zu der er morgen reisen wollte. Michael zeigte uns sofort seine gesamte Fotoausrüstung, mit der er versuchte, allabendlich das Polarlicht einzufangen, was ihm bisher noch nicht richtig gelang. Heute Abend war die erste klare Nacht, und der Mond spiegelte sein silbernes Licht im ruhigen Meer wieder. Olivier, Janik und Michael, einschließlich mir, gingen auf eine, nahe der Herberge liegenden Anhöhe und beobachteten das Nordlicht. Michael wollte heute sein Glück versuchen und das flirrende, farbige Phänomen in seinen Kasten bringen. Nur gab es ein Problem, der klare, helle Mond überstrahlte das Nordlicht so, das es nur halb zur Geltung kam.

Ich genoss die Nacht am Meer, fernab der Zivilisation, wie am Ende der Welt und atmete tief durch. Es roch nach Fisch, meine Lippen schmeckten salzig. Die Wellen plätscherten beruhigend zwischen den Pfosten unter der Jugendherberge, dass man meinen konnte, der Keller wäre überschwimmt. Es war göttlich, nun endlich wieder einmal duschen zu können und danach in einem richtigen Bett zu schlafen.

10. Die Zeit auf den Lofoten

Stamsund, 16. Februar 1995

Olivier und Janik sind zwei aufgeweckte Jungs aus der Provence, höchstens achtzehn Jahre alt und haben beide dunkles, dichtes Haar und einen südländischen Einschlag. Olivier konnte sehr gut deutsch sprechen, weil er einmal für längere Zeit in Deutschland gelebt hatte. Auf der Überfahrt hierher, als ich sie kennenlernte, vertrugen sie sich nicht gerade besonders, was damit zusammenhing, dass sie sich schon seit zwei Wochen auf die Nerven gingen. Sie schwiegen ständig, was aber heute Morgen, als ich sie bei einem Spaziergang mit dem Spark traf, schon wieder anders aussah.

Obwohl die Straßen total vereist waren, wagte ich mich mit meinem Drahtesel heraus, um zu beweisen, dass es doch geht. Stamsund ist ein verschlafenes Dörfchen am Ende der Welt, aber es hat immerhin zwei Sparkassen, drei kleine Supermärkte, einige Kneipen und Cafés, einen Buchladen und eine Art Kulturzentrum. Im Prinzip gehört auch alles zu dieser kleinen Welt, was in der großen ebenfalls vorhanden ist. Der Hafen und die fischverarbeitende Betriebe dominieren hier natürlich, um alles herum erhebt sich die atemberaubende, bizarre Landschaft der Berge und des Meeres mit seinem herausschauenden Felsklippen. Es scheint, als stellen sich die Berge auf Zehenspitzen, um aus der Tiefe des Meeres den Himmel zu erreichen. Sie bilden eigenartige Formen, die einmal steil, einmal überhängend das Bild prägen. Die Gipfel sind scharfe Spitzen, die sich nach verschiedenen Seiten neigen. Das Meer ist tiefblau und die weißen, mit Schnee bedeckten Felsen, bilden einen starken Kontrast dazu.

Erst bin ich fast verzweifelt, weil ich mit meinem Fahrrad mehrmals auf dem spiegelglatten Eis ausrutschte und mächtig auf das Kreuz fiel. Aber ich gab nicht auf, nach tiefem Luftholen stieg ich nochmals auf das Fahrrad und wirklich – die Straße verbesserte sich, als sie in das Landesinnere, weg von der Küste bog. Beim Anblick der Bergwelt krabbelte es mir in den Fingern und ich skizzierte auch die Fischerhütten, welche rot gestrichen und grüne Fensterrahmen hatten. Das Licht wechselte durch die Bewölkung ständig, wodurch auch die

Stimmung der Landschaft innerhalb kürzester Zeit das Gesicht änderte, was Schwierigkeiten beim Malen machte.

Nachdem ich nun gut zwanzig Kilometer gefahren war, traf ich meine französischen Hausgenossen mit fröhlichen Gesichtern wieder. Sie hatten den *Spark* dabei, was hier das Allroundgerät im Winter ist. Im Prinzip ist der *Spark* ein Schlitten mit einer kleinen Sitzfläche und einem nach oben gezogenen Griff, an dem man sich festhält. Den Fuß setzt man auf die nach hinten verlängerten Stahlkufen und schiebt sich mit dem anderen ab. Es ist erstaunlich, wie schnell man mit diesen Dingen vorwärtskommt, was mir aber nicht gelang. Die Norweger sind eben praktisch veranlagt, wie bereits gesagt.

Olivier und Janik sind harte Jungs, die sich gern bewegen und viel unternehmen müssen, damit keine Langeweile aufkommt. Die Jugendherberge ist heute Abend um einen Gast reicher geworden. Er heißt Laurence und kommt aus der Normandie. Er erinnert mich an einen Theatermaler-Studenten des vorigen Studienjahres, der den gleichen Namen in der deutschen Version Laurenz hat, ähnlich aussieht und sich merkwürdigerweise auch so benimmt. Laurence zieht manchmal sein Kinn hervor und lacht plötzlich heftig los, wenn es etwas zum Scherzen gibt. Einmal sprüht er vor Feuer, aber manchmal sitzt er auch still in der Ecke und geht tief in sich. Mir fiel auf, dass nicht nur ich, sondern auch Laurence viel in sein Tagebuch schrieb.

Es ist doch merkwürdig, dass sich zwei unabhängig lebende Menschen, die an völlig verschiedenen Orten der Welt leben und sich noch nie gesehen haben, so verblüffend ähnlich sind, als wären sie Zwillinge. Vielleicht hat jeder Mensch seinen Doppelgänger auf Erden, dessen Gefühle er teilt und um seine Existenz weiß. Kann sein, dass ich auch einen Doppelgänger habe, nur ist es mir noch nicht bewusst geworden.

Also Laurence war gekommen, und es war vorbei mit dem gelegentlich Deutsch sprechen, denn ab jetzt wurde nur noch französisch geredet, das mir die Ohren dröhnten. Bei dieser Gelegenheit ist auch gleich Michael aus München, der einzige Deutschsprechende, außer Olivier und mir, abgereist, um nach Tromsø zu seiner Freundin zu gelangen. Ich saß öfters neben den Franzosen und konnte nichts sagen, aber die Gesichter sprachen manchmal Bände. Ich hätte nie gedacht, dass man unter Menschen so alleine sein kann, wie ich es jetzt

war, da die Franzosen sich angeregt in ihrer Sprache unterhielten, und ich nichts verstehen konnte. Aber das hat sich später geändert.

Eigentlich ist jeder Mensch mit sich alleine. Er wird alleine geboren und stirbt alleine auf dieser Welt, was dazwischen ist, damit muss er auch alleine klarkommen, einmal abgesehen von den ersten drei Kinderjahren. Die Geburt ist der kritischste Moment im Leben eines Menschen. Hier entscheidet es sich, ob er lebt oder stirbt. Es ist hart, aber die Natur will es so.

Heute Nacht war wieder Nordlicht und alles stürzte aus der Hütte, um das Naturschauspiel beobachten und fotografieren zu können. Erst sah ich einen leichten Nebel am Himmel, der sich dann zu einem stark flimmernden Leuchten mit grünen und roten Tönen steigerte. Die Formen verschwammen und veränderten sich ständig. Es entstanden seltsame Gebilde und Figuren.

Die Menschen hier oben haben sich schon an dieses Schauspiel gewöhnt, dass sie deswegen kaum noch vor das Haus treten und in den Himmel schauen. Es kann schon passieren, dass man die Eigenheiten seiner Umgebung nicht mehr bewusst wahrnimmt, da sie zum Alltag gehören. Doch wenn man mit wachen Blicken seinen vertrauten Welt sieht, kann man jeden Tag von neuem ins Staunen kommen, wie die Kinder es tun. Im Winterhalbjahr, was hier oben noch länger ist, als in unseren Breiten, sind die Menschen etwas mürrisch. Einige blicken stumpfsinnig in den grauen Tag, arbeiten und leben so dahin. Das wechselhafte Wetter fördert Kreuzschmerzen und Rheuma, was auch Roar, unserem Herbergsvater zu schaffen machte. Der Mensch hier oben träumt viel vom sonnigen Sommer, der nur ein paar Monate aushält, wobei die Sonne als ewiger, niemals untergehender Balle, Tag und Nacht am Himmel steht. Da beginnt der Mensch zu leben, feiert berauschte Feste und singt fröhliche Lieder.

Stamsund, 17. Februar 1995

Heute zeigte sich das Wetter nicht gerade von der guten Seite. Es taut schon seit zwei Tagen, seit dem ich hier bin, was auf den Lofoten um diese Jahreszeit ungewöhnlich ist.

Zur Jugendherberge gehörten mehrere Ruderboote, welche lebensmüde Urlauber zum Fischen benutzen können. Ein Boot, war in den letzten Tagen voll Wasser gelaufen, so dass es absoff. Die Franzosen und ich schöpften drei Stunden lang Wasser, um es wieder fit zu

bekommen. Olivier schlug vor, heute Fischen zu gehen, wobei auch alle einverstanden waren. Wir sagten Roar Bescheid, falls uns die Strömung hinaustrieb, sollte er uns wieder hereinholen, wenn es noch etwas zu holen gab. So setzte sich unser international besetztes Boot in Bewegung, und wir ruderten mit vereinten Kräften, was das Zeug hielt. Als wir endlich aus der Bucht herauskamen, wurden die Wellen immer unregelmäßiger und höher. Eine heimtückische Welle hob unseren Kahn in die Höhe und ließ ihn im nächsten Moment in ein Wellental gleiten, das es mir bange wurde. Als wir glaubten, weit genug draußen zu sein, legten wir unsere Angelleinen aus. Es sah aus, als hätten die Fische keinen Appetit, denn wir warteten eine halbe Stunde. Langsam wurde es allen kalt an Bord und außerdem trieben wir zielstrebig auf ein großes Riff zu. Wir begannen wieder mit vereinten Kräften zu rudern, wobei Janiks Ruder andauernd aus der Halterung sprang, und er dabei immer vom Sitz fiel. Als wir zwischen Felsen in eine geschützte Stelle ruderten, schlug Olivier vor, dass Anglerglück hier zu versuchen. Eine weitere halbe Stunde warteten wir vergeblich, der Himmel wurde immer schwärzer. Wir wollten gerade aufgeben, als es bei Olivier einen starken Ruck gab. Er zog wie ein Verrückter an seiner Angelschnur und zum Vorschein kam ein kapitaler Dorsch. Auf dem Boot herrschte sofort Hochstimmung, und alle jubelten und sangen Seemannslieder, die ich nicht verstand, aber sehr überzeugend klangen. Jeder wollte es nur dem Glücklichen nachmachen und auch etwas fangen, aber auf Bestellung ging kein Fisch an den Haken. Also ruderten wir zurück, so schnell wir konnten. Die Wellen trugen unser Boot von allein in den Hafen, da die Flut einsetzte.

Vor der Jugendherberge erwarteten uns schon zwei neue Gäste, Jane und Dorothy aus Tasmanien. Sie sind Geschwister und Mitte Dreißig. Ab nun wurden Französisch und Englisch gesprochen, was mich noch mehr durcheinander brachte. Wie sie sagten, sind sie schon seit einem halben Jahr in Norwegen und arbeiten als Volkshochschullehrer im benachbarten Ort Kabelvog. Jetzt machen sie ein paar Tage frei und sind mit Skiern unterwegs.

Hier ist es wie am Ende der Welt, und doch finden sich alle Nationen zusammen, um zu leben und zu kommunizieren, egal ob einer die Sprache des anderen versteht oder spricht, irgendwie geht es. Innerhalb dieses verlassenen Ortes, fernab des Weltgeschehens, trifft sich die Welt, um auf einen Nenner zu kommen. Es sind die schönsten Augenblicke, die man in der Menschheitsgeschichte erleben kann.

Das Wetter trübte sich ein, dass war für mich die Chance, endlich zu malen. Ich graste den Ort von hinten nach vorne durch und suchte Motive, die ich nach einiger Zeit auch fand. Durch das gleichbleibende Licht veränderten sich die Farben der gelben, grünen und roten Holzhäuser kaum und die Landschaft stand mir bereitwillig Modell. Nach ein paar

Farbskizzen, die ich mit Tempera-Farbe auf die vorbereiteten Malpappen gemalt hatte, bekam ich Mut, fing alles an zu malen, was mir unter die Augen kam. Mir ging es dabei sehr gut, die Skizzen wurden immer freizügiger, wobei die Charakteristik des Motivs gewahrt blieb. Wenn man so richtig euphorisch geworden ist, fliegen schon einmal die Farben durcheinander und das Wasserglas kippt um. Das Ergebnis waren einige Tempera-Skizzen und ein paar Ölpastelle. In der Theatermalerei bin ich auch bestrebt, locker heranzugehen und das Wesen der Natur einzufangen, denn das Wenige ist das Wesentliche. Weniger auf das Malen, sondern auf das Begreifen kommt es an.

Der Anfang eines Bildes ist meistens schwer, da man Angst vor der großen unbefleckten Malfläche hat. Ziel ist es, diese Fläche mit einzubeziehen, was der Theatermalerei entgegenkommt. Um den Anfang zu finden, sollte man den Malgrund strukturieren und farbig auslegen, wobei das Motiv beachtet bleiben muss.

Ein Maler hatte den guten Vorschlag, bevor man ein weißes Blatt Papier bezeichnen will und Angst davor hat, kann man es auf den Boden legen und mit seinen schmutzigen Schuhen darauf herumtrampeln. Mit der so erzeugten Struktur lässt sich immer etwas anfangen, doch wer vorher weiß, was er will, malt ungeachtet des Malgrundes seine Gedanken nieder.

Aus dem Grunde der Beschäftigung mit dem Gegensatz zwischen Lockerheit und Festigkeit, setzte ich das Bild der „Badenden“ von Auguste Renoir in einen Prospekt um. Dieses Bild entstand wiederum nach Anregung der „Badenden“ von Ingres. Dieses neu daraus entstandene Bild war für Renoir ein Suchen nach neuen Mitteln, wodurch es etwas un schlüssig wirkt. Wer ist schon vollendet – und ohne ein Suchen nach neuen Formen, gibt es keine Entwicklung. *“Die Kunst ist ewig, doch die Formen ändern sich.“* (Rudolph Steiner) Allzufertiges ist fest und langweilig, da es keine Veränderung zulässt. Deshalb zerstört man seine Bilder, um sie neu aufzubauen.

Stamsund, 18. Februar 1995

Heute Morgen entdeckte ich im Gästebuch ein sehr schönes Gedicht, was mir sofort auffiel.

Die Erinnerung glättet die Wogen meines Geistes.
Wer könnte schon einer Mozart-Sinfonie

Oder einem Bilde von Picasso gerecht werden?
Und doch hängt alles von den Menschen ab!

Unbekannt, 4. September 1985

Die Stimmung unter uns war heute früh ausgezeichnet. Nur ich war in panischer Unruhe und wusste nicht, wie ich sie entspannen sollte. Ich wollte heut die Welt aus den Fugen reißen, erreichte aber in Wirklichkeit nichts. Ich glaube, meine Unruhe wollte mich zum Malen hinaustreiben, wie ein Hund, der sich austoben muss.

Als die französischen und tasmanischen Freunde das Weite suchten und ihrer Wege gingen, machte ich mir es erst einmal gemütlich. Ich genoss das Alleinsein und die göttliche Ruhe. Kein Sprachgewirr, keine hektischen Bewegungen, einfach nur Ruhe und unter mir das vertraute Plätschern des Meeres, das zwischen den Pfosten spielte. Ich kam mir vor, als wäre ich auf einem alten Segelschiff aus längst vergangenen Zeiten. Der Reisetstress vergangener Tage musste erst abgeschüttelt werden, und jetzt war ich hier, um ungestört zu arbeiten und mich auch zu entspannen. Ich schnappte mir meine Malutensilien und trat vor die Tür. Das Motiv war umwerfend, als ich da so stand und schaute. Warum hatte ich es bis jetzt ignoriert? In der Hoffnung, dass es wo anders noch schönere Plätze gäbe etwa?

Hier ist Stamsund und hier bin ich, nicht an andere Orte denken! Das der Mensch immer dort sein will, wo er gerade nicht ist. Jedes Stückchen Erde, auch wenn es noch so uninteressant oder grauenhaft erscheint, ist wert, gesehen und gemalt zu werden. Es ist ein kleines Stück Natur aus der großen Welt und das Detail benötigt die große Landschaft und umgekehrt auch so.

Ich glaube, Goethe sagte einmal: „*Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute ist so nah!*“. Also brachte ich den halben Tag vor der Eingangstüre zu und malte die wundervolle Landschaft. Als ich noch immer nicht genug hatte, nahm ich meine sieben Sachen und erstieg den kleinen Berg, gleich hinter dem Haus. Gestern erzählte mir Roar, dass vor einigen Jahren ein verrückter Japaner von früh bis spät hier oben verbracht hatte, um zu malen. Also tat ich das gleiche, denn das Bild, was sich hier oben bot, war sehr typisch für die Landschaft der Lofoten. Der Kampf mit der Farbe und der Form begann.

Am Anfang quälte ich mich erbärmlich, es wollte nichts gelingen, denn die Vorbereitungen nahmen mir die Energie zum Malen. Zu meinem Erschrecken sind auch noch meine Handschuhe durch eine plötzliche Windböe davongeflogen, zu denen sich auch die Malpappen gesellten, so dass ich schnell hinterher eilen musste, um sie noch zu erwischen. Ich dachte, es ist ähnlich wie in der Theatermalerei, ehe man alles zusammenhat. Da dauert es mehrere Tage, um alte Farbreste, die inzwischen eingetrocknet sind, zu beseitigen. Die

Suche nach Leimfarben und deren Einsumpfen braucht ebenfalls seine Zeit, so dass man gut eine Woche überhaupt nicht an das Malen denken kann. Wenn alles so richtig an seinem Platz ist, steht man erst einmal ratlos da und findet keinen Grund, mit dem Malen zu beginnen.

Doch wenn alles griffbereit ist, kann man leichter arbeiten, und die Konzentration kann sich voll auf die Malerei beziehen, muss nicht an die praktischen Dinge der Farbbeschaffung denken. So ging es mir auch auf dem Berg durch den Kopf. Als alles bereitlag, stürzte ich mich endlich wie ein Berserker an die Arbeit ohne Rücksicht auf Gesundheit und Zeit. Es zählte nur noch das Gesehene und das, was in mir selbst war, zu bewältigen.

Ich wusste nicht, wie lange ich so da saß. Beim Malen vergisst man die Zeit, es wird alles zeitlos, was sicherlich mit der Konzentration zu tun hat. Irgendwann bin ich jedenfalls aus meinem Trancezustand erwacht, und mir war eisig kalt am ganzen Körper. Der Wind blies stark von Süden her. Es zogen dunkle, graue Wolken herunter. Inzwischen hingen meine Füße wie gefühllose Eisklötzer an mir dran, mit den Händen sah es nicht anders aus. Also beschloss ich, in Kürze herunterzusteigen, um mich aufzuwärmen. Als ich am Nachmittag noch einmal Anlauf nehmen wollte, fing es bereits an zu dämmern. So beschloss ich, in der warmen Behausung zu bleiben.

Abends standen wieder zwei neue Gäste in der hölzernen Tür. Wie es sich herausstellte, waren es zwei Deutsche, Jochen und Thomas. Damit war der Sprachkauerwelsch perfekt. Ich ließ sie erst einmal Englisch reden und gab mich nicht gleich als Landesgenosse zu erkennen. Thomas konnte auch Französisch und Englisch, aber schließlich musste ich mich ja auch mal wieder deutsch unterhalten, was sehr gut tat. Da brauchte ich nicht erst nachzudenken, wie ich etwas sagen will, aber dafür war es halb so lustig. Manchmal ist es zum Verzweifeln, ehe man heraushat, was man meint. Da kommen schon mal ganz große Missverständnisse auf.

Von unserem gefangenen Fisch hatten wir ganze zwei Tage zu essen. Die Franzosen essen gern und lange, entweder sie unterhalten sich über das Essen, beschaffen es oder konsumieren es. Alles dreht sich nur darum, hatte ich den Eindruck. Als die beiden Frauen, Jane und Dorothy, schon abgesspeist hatten, fingen Janik und Olivier in der Nacht zu brutzeln und braten an. Danach gab es ein endloses Festmahl, wozu ich auch eingeladen wurde. Ich glaube, es ist in Frankreich eine Art Philosophie, gut zu essen und zu trinken.

Stamsund, 19. Februar 1995

Heute Morgen hatten Janik und Laurence mächtig zu kämpfen, um aus dem Bett zu kommen. Sie hatten Hexenschuss, weil sie gestern zusammen mit Olivier eine mehrstündige Fahrradtour unternahmen. Nur Olivier verkraftete diese ohne Rückenschmerzen. Laurence versuchte, seinen Schmerz für sich zu behalten. Er runzelte die Nase und kniff die Augen zusammen, wenn es ganz besonders weh tut. Schmerz und Lust sollen (so Epikur) nahe beieinander liegen. Schmerz sollte auch Lust sein. Der Zustand ist genüsslich, wenn der Schmerz langsam nachlässt und der Heilungsprozess spürbar wird. Schmerz und Lust befinden sich auf einem langen Strahl, jeweils am anderen Ende, deren Endpunkt den gleichen Abstand zur Mitte haben. Die Lust fühlt in sich den Schmerz und Schmerz kann somit rhetorisch auch Lust sein. Epikur sagte: *„Dass die Lust das Lebensziel ist wird dadurch bewiesen, dass die Lebewesen von Geburt an Gefallen an ihr finden, dagegen dem Schmerz von Natur und unbewusst sich widersetzen.“*

Heute gingen wir wieder fischen. Unsere Viererbesatzung hatte sich gut bewährt. Da unser Fisch zur Neige ging, zögerten wir nicht länger und stiegen ins Boot. Beim Hinausrudern betrachtete ich die Landschaft. Es ist rau hier und langsam gewöhne ich mich an dieses Klima. Es wird mir vieles vertraut. Der Blick zum Ufer ist gigantisch. Die steilen Felsen, die mit Schnee bedeckt und schwarzen Flecken durchsetzt sind und das wogende Meer. Nur die Fische waren sehr träge. Wie ich aus der Lofoten-Zeitung erfuhr, hat die Fischereisaison noch nicht begonnen. Der Kabeljau und der Lachs schwimmen noch im hohen Norden, so dass die Fangergebnisse nicht besonders gut sind.

Nach dreistündigem Warten gaben wir schließlich auf. Das Ergebnis waren, ein kleiner Seelachs und acht kalte Füße. Janik verlor als erster die Geduld. Als Olivier sich auf der Ruderbank ausstreckte, um zu schlafen, war die Spannung restlos vorbei. Laurence bekam wieder starke Kreuzschmerzen und signalisierte, dass er nun wieder zurück wolle. Also zogen wir unsere Angeln ein und ruderten zurück. Man kann eben nichts erzwingen. An diesem Tage erholten sich alle. Bis zur Dämmerung gammelten alle vor sich hin. Da ich nicht einrosten wollte, machte ich noch einen kleinen Spaziergang zum nächstgelegenen Berg.

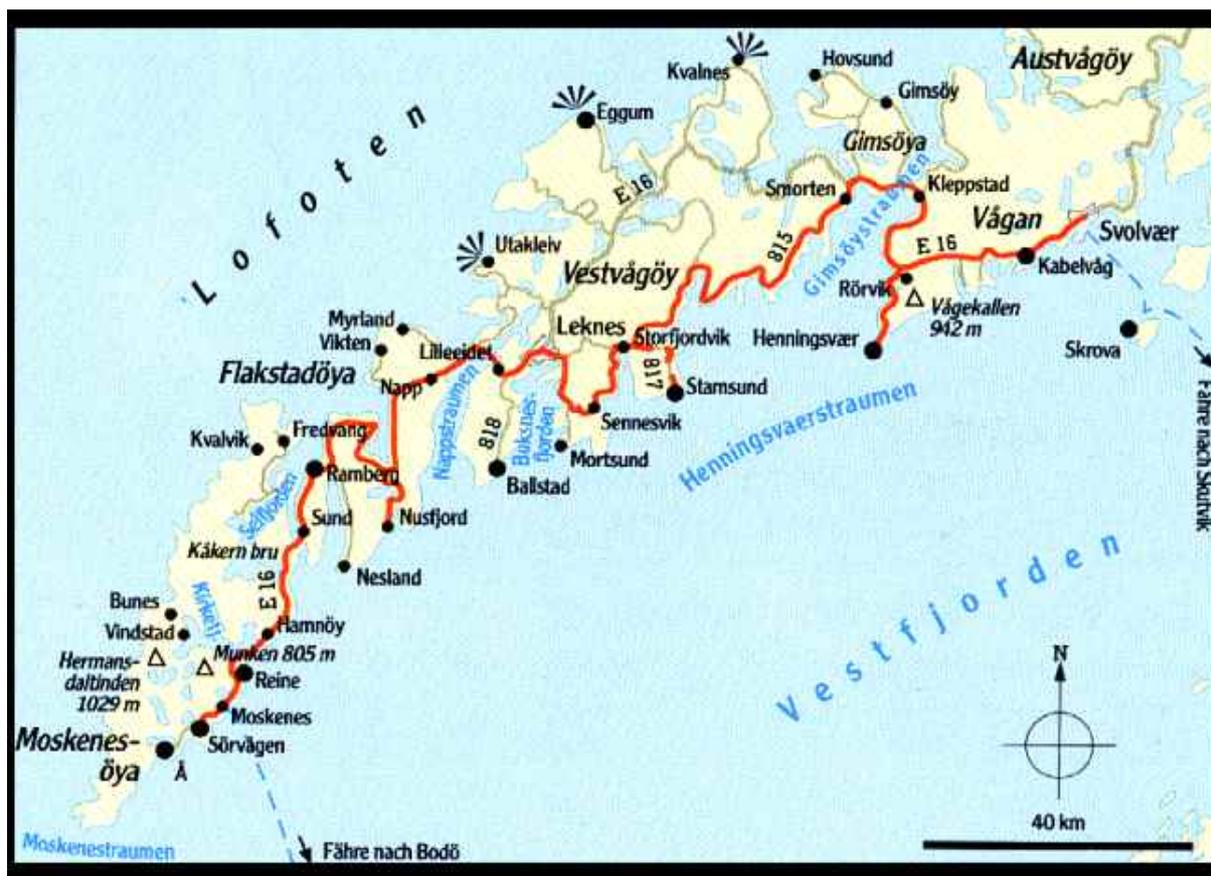
Ich glaube, jetzt kann ich die Menschen hier oben verstehen, wenn sie manchmal mürrisch sind, sie sprechen oft vom Sommer. Sie ersehnen die Zeit, wenn hier bunte Blumen wachsen und die Berge grün und blau werden. Ich schaue in die sternklare Nacht und sehe die Berge als schmerzhaftes Gespenster. Mir gehen viele Dinge durch den Kopf, aber der Wind bläst manches über das weite Nordmeer.

Stamsund, 20. Februar 1995

Heute wollte ich es mir beweisen, was ich auszuhalten vermag. Jochen, der Stuttgarter Architekturstudent, empfahl mir, den 40 Kilometer entfernten Nussfjord anzusehen. Er steht unter dem Schutz der UNESCO, da er die ältesten Fischerhäuser vorzuweisen hat. Er soll landschaftlich recht schön sein, aber dafür sehr entlegen sein. Der Bus fährt nur an bestimmten Tagen dahin, also entschloss ich mich, mit dem Fahrrad zu fahren. Die Straßen waren größtenteils eisfrei, so dass ich auch ganz gut vorwärts kam. Schon leicht entkräftet traf ich gegen Mittag in Nussfjord ein und packte sogleich meine Malsachen aus, wobei mich einige Einheimische misstrauisch beäugten. Vielleicht war etwas mit meinem Aussehen nicht in Ordnung. Es roch nach Fisch, und ich ging zum kleinen Fischereibetrieb unten am Fjord. Alle Hütten stehen größtenteils auf Stelzen im Wasser, weil die steilen Felsen gleich ins Meer ragen und keine Fläche für die Häuser bieten. Die Straßen der Ortschaft waren hier vereist, dass ich Kaffeebohnen kaufen musste, um nicht auszurutschen.

In einer Plastikkiste starrten mich Tausende von Fischköpfen an, in einer zweiten deren Innereien. Bei diesem Anblick wurde es mir schaurig, und die Fische taten mir leid. Die Menschen in diesem Ort leben vom Fischfang, aber ich glaube, seit diesem Tage esse ich Fisch mit gemischten Gefühlen.

KARTE LOFOTEN



Ich fing an, den Ort zu zeichnen, die Holzhütten, die durch Holzstege verbunden sind und der enge Fjord, welcher von steilen Felsen gesäumt wird. Nach ein paar Skizzen verließen mich die Kräfte, ich bekam Hunger. Zum Glück hatte ich zwei Zwiebäcke und etwas Süßes dabei, was ich gleich verzehrte. Ich wurde unruhig, denn ich hatte noch einen langen Rückweg vor mir, also packte ich meine Sachen, fotografierte noch eine Weile und zog dann ab. Es wurde kalt und die Straßen vereisten viel zu schnell, so dass ich mehrmals stürzte. Die Fahrt wurde zur Qual. Als ich endlich den Tunnel erreichte, welcher die Insel *Flakstadöy* mit der Insel *Vestvågöy* unterirdisch verbindet, waren meine Kräfte bereits erschöpft. Mein Willen war stärker als meine Schwäche und so kam ich mit Einbruch der Dunkelheit völlig ausgelaugt wider in Stamsund an.

Jane und Dorothy waren bereits am Vortag abgereist, die drei Franzosen heute früh nach Schweden und Thomas auch. Nur Jochen wollte noch bleiben, worüber ich sehr froh war. Als ich heute Abend ewig nicht nach Hause kam, machte er sich schon Sorgen um mich. Ich war froh, nun endlich wieder am Ofen zu sitzen und einen Teller Erbsensuppe zu verspeisen. Es war ein gutes Gefühl zu spüren, wie sich die Wärme im Körper ausbreitete und alle Lebensgeister so langsam zurückkehrten.

Stamsund, 21. Februar 1995

Mein Aufenthalt in Norwegen geht langsam aber sicher dem Ende entgegen. Ich merkte, wie die Fingernägel und die Haare länger wurden, und ich wünschte mir den Komfort, den ich in all den Wochen entbehrt hatte, zurück.

Ich beobachtete die Wellen des Atlantiks, wie sie mit dem Land spielen. Erst schleichen sie unhörbar, unsichtbar und sanft heran, bis sich eine Welle plötzlich aufbäumt, überschlug und im nächsten Moment gegen das Felsenriff klatscht, dass es hoch aufspritzt. Eine andere Welle wiederum überschlug sich erst kurz vor dem Land. So war das Getöse groß und der Fels, auf dem ich stand, zitterte in seinen Grundfesten, wobei die Gischt mit aller Kraft meterhoch schoss. Drüben am anderen Ufer stiegen die Berge unaufhörlich steil in den Himmel, die Kirche am Fuße des Riesen ist klein wie ein Spielzeug. Man könnte glauben, dass Gott von oben direkt heruntergelaufen ist, um eine Kirche im Nichts zu erbauen. Die Natur ist hier unglaublich schön, dass man sie in Worte nicht fassen kann. Wenn ich es male, glaubt es keiner, der es nicht gesehen hat, also male ich es aus der Erinnerung. Nicht das Sichtbare soll gemalt werden, sondern das Geschaute, was in einem selber ist. Dabei muss man die Natur als Lehrmeister und Anreger betrachten. Ich glaube, das ich nicht der Einzige bin, der diesen Aspekt wiederholt zum Ausdruck bringt, das ist eine Gesetzmäßigkeit in der Kunst. Also lasse ich die Berge Berge sein, es würde mir sowieso keiner glauben und male meine eigenen Berge. Dadurch wird das sonst Unglaubliche überzeugend und lebendig, weil es nun ist, wie ich es gesehen habe. Wenn Picasso hier gewesen wäre, hätte er sicher alles kubistisch und die Expressiven hätten expressiv gemalt, wobei der große Lehrmeister der Natur mit seinen unzähligen Variationen und Möglichkeiten vor allen stünde. Wie lange noch wird diese Welt so schön noch sein? Gestern entdeckte ich im Hafen von Stamsund eine große Öllache auf dem Wasser. Von Grund schimmerten Müllreste noch oben. Wie lange werden wir Menschen noch brauchen, um die Erde in eine einzige Müllkippe zu verwandeln? Die Tiere des Meeres und die auf dem Lande nehmen sich das, was sie zum Leben brauchen und nicht mehr. Wir Menschen beuten die Natur schonungslos

aus, bis es nichts mehr zu holen gibt. Dabei merken wir nicht, wie wir verantwortungslos unsere eigene Lebensgrundlage zerstören. Die ersten Zeichen dafür sind schon gesetzt.

Ich bin immer wieder froh, am warmen Holzofen zu sitzen und die Beine auszustrecken. Vorhin auf dem Meer freute ich mich schon auf die behagliche Stube. Jochen und ich waren heute Morgen fischen, wobei wir keinen einzigen Fisch gefangen hatten. Wir waren durchnässt und froh, nun die Wärme genießen zu können.

Wenn ich wochenlang im Zelt hocke, freue ich mich auch wieder auf zu Hause. Das was ich in diesen Wochen entbehrte, wird wieder wichtig. Es ist beruhigend, eine Hintertür in die vertraute Geborgenheit zu haben, nur war es das Problem, wie komme ich hier wieder weg? Man sagte mir telefonisch, dass mein Konto überzogen sei und keinen Kredit mehr erwarten könne. Damit war der Fall erledigt, ich musste sparsam leben. Ich wunderte mich seit Tagen, warum meine Geldkarte keine Gültigkeit mehr besaß. Nun befand ich mich dreitausend Kilometer von meinem Heimatort entfernt und konnte gerade noch die Übernachtungskosten in der Jugendherberge bezahlen. Eher wollte ich nicht abreisen, da mein Zugticket noch bis Monatsende Gültigkeit besaß. Auch hätte das Geld nicht gereicht, wenn ich vorher ausgereist wäre. Erst Ende des Monats bekam ich ganz sicher wieder Geld überwiesen, aber bis dahin musste ich von hier weg sein, um nicht noch zusätzlich eine Zugfahrkarte von Bodö nach Trelleborg bezahlen zu müssen, was nicht gerade billig geworden wäre. Um von hier aus wieder nach Hause zu kommen, werde ich mich halt auf die unlauteren Mittel beschränken müssen, billiger ist das Leben nicht zu haben!

Heute Abend stand ich wieder eine geschlagene Stunde am Felsen und blickte in das schwarze Meer mit seiner schäumenden Brandung. Mächtige Wellen entwickelten sich und wuchsen immer höher, um am Ufer zu zerschellen. Das Meer zieht sich langsam zurück und sprudelt, wenn es seinen Dienst an Land getan hat. Brodelnd, in alle Richtung kehrend, als wüsste das Wasser nicht wohin, sammeln sich die Massen und werfen sich erneut zwischen den Fels, noch stärker als zuvor, um dann wieder zurückzuweichen. Manchmal nehmen sich die Wellen gegenseitig die Kraft. Wenn eine ihre Arbeit am Fels getan hat und wieder ins Meer zurück rollt, trifft sie auf eine von draußen kommende und halbiert ihre Kraft. Als ich den Elementen zuschaue merkte ich zu spät, dass meine Füße schon nass waren. Also trat ich den Heimweg an. Alles ist wie ein Gleichnis. Die Wellen sind wie Menschen, sie kämpfen ständig und wenn sie gewinnen, verwüsten sie das Land wie bei einem Orkan.

Die Berge zeigen sich nur bis zur untersten Hälfte. Die andere steckt in dichten grauen Wolken und verschwindet im Nichts. Es sieht so aus, als hält Gott seine Pforten geschlossen, um die Menschen allein zu lassen. Ich glaube, heute habe ich das Nichts gesehen! Die absolute Hölle auf Erden.

Der Tag fing an, dass ich mit einem Traum aufwachte, den ich nur schwer rekonstruieren konnte. Ich erinnerte mich nur, dass ich mit dem Intendanten eines Theaters telefonierte, da ich als Theatermaler bei ihm arbeiten sollte. Ich sagte zu ihm, dass ich die Stelle gern nehmen würde, aber erst Malerei studiere. Da war der Intendant am anderen Ende sauer und legte den Hörer auf.

Der Traum ist eine Verschmelzung von Erlebten und Phantasie, ein Stück unbewältigte Wirklichkeit. Die Lösung eines Traumes ist in ihm selbst verborgen, und man kann sie nur durch Entschlüsselung erhalten – es sei denn, man wacht auf und der Traum verschwindet in alle Richtungen, so dass die Realität gegenwärtig ist. In der Kunst bilden Traum und Wirklichkeit ein großes unerschöpfliches Feld. Ich versuche, meine Träume malerisch umzusetzen, was vielleicht zur Selbsterkenntnis führen kann. Doch ist es nicht leicht, aus dem chaotischen Traum eine Ordnung zu finden und diese umzusetzen.

Wie schon gesagt, sah ich die Hölle, aber in der Realität. Heute früh habe ich mich entschieden, mit dem Bus von Stamsund über Leknes nach „A“ zu fahren. „A“ liegt am westlichen Ende der Lofoten und ist ein winziges Dorf. Knapp zwei Stunden war ich mit dem Bus unterwegs. Es ging an herrlichen Fjorden, über halsbrecherische Brücken und niedlichen Dörfchen mit stinkenden Fischgerüsten vorbei. Die Berge kommen auch hier steil aus dem graublauen Meer und schießen geradezu in den bewölkten Himmel hinein. Hartnäckig klammern sich kleine Holzhütten, die auf Pfählen errichtet sind, an den Fels, das Wasser vor der Tür und die Berge im Rücken habend.

Die Fischereisaison hat begonnen. Überall stehen mannshohe Holzgestelle, auf denen Dorsch zu Stockfisch getrocknet wird. Der Geruch ist widerlich. Es riecht abwechselnd nach Fisch und Verwesung. Die Ernte des Meeres hängt praktisch ein halbes Jahr und trocknet bei Wind und Wetter, bis sie steinhart geworden ist. Dann wird der Fisch als Spezialität des Nordens in alle Welt verkauft, vor allem nach Italien. Durch diese Methode ist der Fisch dauerkonserviert und kann auch unzubereitet gegessen werden, was ja auch schon die alten Wikinger und verschiedene Stämme der Eskimos kannten.

Als ich in „A“, gesprochen wie „Oh!“, dem letzten Ort im Südwesten der Insel ankam, fing es an zu schneien, und die ganzen Wolken zogen tief über den Ort hinweg.

Die Berge waren wie Gespenster im Nebel. Als der Bus mich mutterseelenallein in dieser Hölle zurückließ, wusste ich nicht, was ich eigentlich hier wollte. Nur ein paar ins Grau getauchte Holzhäuser standen herum. Auf der Straße war es menschenleer und rundum trostlos und kalt. Die Straße führte zum Meer und war plötzlich zu Ende, und ich stand am Eingang zur Hölle. Ich sah mich zwischen bemoosten Felsen und Schneefeldern, in denen ich bis zu den Hüften einsank. Dort, wo es absolut nicht mehr weiterging, und ich am Rande des Felsens stand, packte ich meine Malsachen aus und malte das Ende der Welt. Ich sah, wie der Ozean mit seiner Gewalt gegen die Klippen schlug, wobei das Wasser hoch aufschäumte. Nebel lag zwischen den Bergen und kalter Schnee durchnässte alles, was vorher noch trocken war. Plötzlich öffnete sich der Horizont, und es kamen weitere dämonische Felsen zum Vorschein, die aber in der nächsten Minute wieder im Nebel verschwanden.

Vor langer Zeit gab es auch da draußen auch Orte, die aber versetzt werden mussten, da sie schwer zugänglich waren. Es gibt noch Reste dieser Ortschaften und eine Höhle mit 2500 Jahre alten Felsmalereien. Diese kann man im Sommer besichtigen, wenn man ein gutes Boot chartert und Respekt vor dem hiesigen *Malstrom* hat. Es ist einer der größten und gefährlichsten Gezeitenströme, der zwischen den zwei Inselgruppen hindurchzwängt. Mark Twain und Edgar Allan Poe beschrieben diesen sehr treffend, als sie auf einem der Berge saßen.

Ich fuhr mit dem letzten Bus zurück nach Stamsund und war glücklich, wieder im warmen Nest zu sitzen.

Stamsund, 23. Februar 1995

Ich bin nun mit Jochen ein paar Tage schon alleine und stelle fest, dass wir uns ganz gut vertragen, obwohl er geborener „Löwe“ ist. Er hat etwas Autoritäres und widerspricht mir gerne, auch wenn er erst 25 Jahre alt ist. Ab und zu blitzen seine Augen, die einen leichten Silberblick haben und dabei redet er ruhig und bedächtig auf mich ein. Er ist ein ausgesprochener Frauentyp, sportliches Aussehen, niedliche Nase und beredsam. In einigen Situationen haben ich es um des Friedens Willen vorgezogen, ruhig zu bleiben und nichts zu erwidern, sonst wäre das Leben zu zweit wahrscheinlich vorbeigewesen. Aber auch er gab in manchen Dingen nach, wodurch wir uns ganz gut ergänzten. Er will in den nächsten Wochen den nördlichen Strand der Lofoten erreichen, um dort in der Einsamkeit zu zelten. Da war ich beruhigt, nicht der einzige Verrückte hier zu sein.

Heute früh fragten wir uns am Frühstückstisch über ein Leben nach dem Tode. Jochen meinte, dass der Schamanismus eine gute Sache sei. Er liest gerade die Bibel und findet ganz schön viele Schweinereien darin. Ich bin der Meinung, dass unter dem Deckmantel des Christentums viel Leben zerstört wurde. Mir erscheint der Buddhismus derzeit ein annehmbarer Glaube. Natürlich kann jeder Glaube Schaden anrichten, wenn er blind und fanatisch betrieben wird. Die Buddhisten glauben an ein Leben nach dem Tode, sei es in Form eines Tieres, einer Pflanze oder vielleicht gar in einem anderen Menschen. Das Leben eines Menschen mit dem einer Pflanze oder eines Tieres gleichzusetzen, gefällt mir gut. Ich träumte hier jede Nacht, das muss an dem Geplätscher und der gespenstischen Atmosphäre liegen. So träumte ich, dass ich schon einmal gelebt habe. Früher träumte ich schon einmal von den Straßen in Athen und der Dresdner Kunstakademie, was dann auch nach einiger Zeit Realität wurde. Vielleicht sind es auch nur Wunschträume, die man sich später erfüllt, mystisch ist es schon. Betrachtungen hin, Betrachtungen her, jedenfalls war heute ein schöner Tag, den ich genießen musste.

Stürmisch preschte das Meer in unseren kleinen Sund und zerrte mächtig an der Herberge, so als würde das Haus bald weggespült. Jochen konnte sich lange Zeit nicht aufraffen. Er las die Bibel weiter, und ich ging meiner Wege.

An diesem Tag war die Straße durch den Neuschnee etwas griffiger, und die Eisschicht darunter platze an einigen Stellen auf, so dass der Asphalt zum Vorschein kam. Rückenwind schob mich förmlich an mein Ziel. Die Landschaft sah heute früh frisch und rein aus, ein kalter Wind schob die Wolken beiseite. Als ich entlang der verschlungenen Fjorde, unter schneebedeckten Felsen, an verschlafenen Dörfchen mit meinem Rad vorbeifuhr, kam ich in Valberg, einer kleinen Ortschaft, an, machte aber auch gleich wieder kehrt, denn hier gab es nur eine kleine Holzkirche mit ein paar Häuschen ringsum. Auf der Landkarte sah dieser Ort so interessant aus, was er in Wirklichkeit nicht unbedingt war.

Auf dem Rückweg strahlte die Landschaft in den vielfältigsten Farben. Im Fjord spiegelte sich ein rosa Licht vom Himmel, und helle Wolken warfen dunkle Schatten. Die dahinterliegenden Berge glühten rotocker und gaben zu dem türkisfarbenen Fjordwasser einen wunderlichen Kontrast. Wer meint, es gäbe keine Wunder, liegt offenbar falsch. Sei es, dass sich Wunder in einer Landschaft oder im Leben ereignen, letzteres ist nicht so offensichtlich und entwickelt sich über einen längeren Zeitraum, wo man Obacht geben muss, um sie zu erkennen. Wer aber einen scharfen Blick für die Wunder des Lebens und der Natur hat, ist ein glücklicher Mensch. Wer nicht an diese Wunder glaubt, ist desillusioniert und versäumt etwas.

Das rosa Wunder verwandelte sich binnen kurzer Zeit in einen weißen Schneesturm mittlerer Stärke. Dabei schneite es nicht senkrecht, sondern waagrecht, durch den Wind forciert, wobei ich einige hundert Meter zu Fuß zurücklegen musste. Nach diesem Kampf mit dem Schneewind, beruhigte sich das Wetter auch so schnell, wie es gekommen war. Die Landschaft verwandelte sich sofort in ein Märchenbild.

Ich beginne die Tage zu zählen, die mir auf der Insel verbleiben und merke, dass es jetzt am schönsten ist. Immer wenn es am schönsten ist, sollte man aufhören, sagte ein Spruch aus, nur ist es schwierig, diesem nachzugeben. Buddha sagt: „*Alles mit Maßen, einschließlich der Mäßigung!*“, was mir schon besser gefällt. Ich ertappe mich ständig an Gedanken nach Hause und male mir die Zukunft aus. Mich verbindet vieles mit meiner Heimatstadt und ich freue mich jetzt schon wieder auf die Landschaft um Dresden, die Elbe, das erste Grün und auf Euch, die Ihr dort lebt!

Stamsund, 24. Februar 1995

Jochen und ich, wir verstehen uns immer prächtiger, und das nach fast einer Woche, das will was heißen! Meistens ist es ja so, dass man sich nach einiger Zeit beim Zusammenglucken auf die Nerven geht. Da kann es schon einmal vorkommen, dass es Meinungsverschiedenheiten gibt, diese muss es auch geben, nur ist es das Ziel, das eigene Ich zurückzunehmen und dem anderen zuzuhören. Ich glaube, wir meisterten diese Sache ganz gut.

Heute z.B. hat jeder sein eigenes Ding gemacht. Jochen ging in die schneereichen Berge wandern, und ich nahm mir das Boot und fuhr hinaus zum Angeln. Natürlich gab es auch heute nicht gerade viel Fisch. Dafür war ich nach drei Stunden wieder total nass und durchgefroren bis zum Knochenmark. An Land zurückgekehrt, hatte ich immerhin drei kleine Seelachse, die wir abends zubereiteten. Dazu kochte ich *Minestra*, das einzige Gericht, das ich einigermaßen gut kochen kann und nahm dazu zum ersten Mal den gefangenen Fisch aus. Alles macht man ein erstes Mal im Leben, und so war es auch mit dem Ausnehmen. Anfangs hatte ich Angst, dem Fisch den Bauch aufzuschlitzen, um die Eingeweide herauszuziehen. Es war mir übel dabei, er ist ein Lebewesen, genau wie der Mensch. Wo ist der Unterschied, einen Fisch oder einen Menschen zu schlachten? Der Unterschied ist natürlich beträchtlich, aber mir graute in diesem Moment vor mir selbst. Wenn einmal die Schwelle überschritten ist, einen Fisch zu töten, wo wird dann die nächst höhere Stufe sein? So wie die Fischer hier im Ort, die jeden Tag Tausende von Fischen verarbeiten, um ihr Brot zu verdienen; ich glaube, so könnte ich nicht auf Dauer leben. Dabei ist es für sie eine

Routinesache, die alles zur Lappalie werden lässt. Es ist die Notwendigkeit, die den Fischer jeden Morgen aus dem Bett jagt und ihn hinaus zur See fahren lässt, schließlich wird es schon seit Generationen so gemacht. Der Fisch ist in Nordnorwegen der einzige Trumpf, der nicht ausgespielt werden darf, gerade weil Norwegen nicht in der Europäischen Union ist. Wenn sie es wären, dann müsste Norwegen große Teile seines Einkommens an die EU abgeben, der Fischfang im Norden würde vermutlich aus anderen Fanggebieten ersetzt werden.

Die Tage vergehen wie im Flug. Ich fange an, mich zu erholen und es ist kaum zu glauben, dass ich in drei Tagen schon zu Hause sein soll. Beim Angeln betrachtete ich mir die zerklüftete Felslandschaft an der Küste vor Stamsund. Das Wetter änderte sich ständig und mit ihm die Farbstimmung wie durch Zauberei. Für nur einen Moment zeigte sich ein Regenbogen, bis eine dicke Wolke vom Südwesten her kam, die alles in eine gespenstische Stimmung verwandelte. Die spitzen Felsen ragten weiß und kalt aus dem blauschwarzen Wasser. Eine Möwe, die sich in meiner Nähe zu Wasser ließ und einige Zeit um das Boot schwamm, leistete mir Gesellschaft. Kaum zu glauben, dass ich morgen Abend mit dem Postschiff wieder zurück zum Festland nach Bodö muss!

Stamsund, 25. Februar 1995

Heute ging eigentlich alles schief. Ich nahm mir die alten Skier unseres Jugendherbergsvaters vom Dachboden (er war gerade ein paar Tage verreist) und fuhr damit bis zum Fuße eines Berges. Dort war die einzige Abfahrt der Lofoten, die auch sehr gut besucht war. Als ich vom Lift einmal kostenlos hochgezogen wurde, und ich fast oben ankam, fing es an zu schneien; die Sicht war zum Teufel. Überall Weiß, wohin ich schaute. Himmel und Erde waren eins. Die Landschaft von oben aus zu betrachten, war nun nicht mehr möglich. Ich überlegte, ob ich mit diesen altersschwachen Holzskiern von Roar eine Abfahrt riskieren sollte. Nach einer geschlagenen Stunde des Wartens gab ich es auf, an besseres Wetter zu denken. Die Skier, die ich dran hatte, waren mindestens fünfzig Jahre alt, hatten Seilbindung und waren sehr schwer. Als ich den ersten Schwung mit Müh und Not überstand, brach sogleich der linke Bambusstock längs durch, und meine ohnehin schon angekratzte Laune war nun völlig im Eimer. Ab jetzt bewegte ich mich wie der erste Mensch am Hang, die Leute schauten ungläubig hinterher.

Fast in der Hälfte der Abfahrt zog sich der Himmel plötzlich auf, die Sonne glänzte wieder am Himmel, wie auf Bestellung. Dabei wäre ich jetzt gern auf dem Kamm oben, um das Lofoten-Panorama zu betrachten. Es war spät geworden, ich musste mit gebrochenem Skistock und schlechter Laune in den Abstieg gehen. Ich schnallte die Skier ab, um kein weiteres Risiko einzugehen, denn es wurde immer steiler. Die Norweger fuhren mit ihrem rasanten Stil immer dichter an mir vorbei, so dass ich den Rest zu Fuß bewältigte, denn schließlich habe ich Familie zu Hause. Um den Stock zu reparieren, zog ich kurzerhand einen Bambusstock, der als Straßenbegrenzung fungierte, aus dem Schnee, und verarbeitete ihn schnell als Skistock, was nicht einmal Jochen bemerkte.

Gelegentlich denke ich schon mit Grauen an meine heutige Abreise. Ansonsten kann eine Abreise befreiend und locker sein, aber hier war es nicht so, weil ich kein Geld mehr hatte. Es ist problematisch, doch irgendwie wird es schon gehen. Ich bezahlte meine Rechnung und war nun fast mittellos.

Abends um 21 Uhr fuhr das Postschiff „Midnatsol“ mit mir weg; ich war wieder allein mit mir und der knallharten Welt. Ich dachte an den Abschied mit Jochen, als ich an Deck stand, war mir weh und zugleich freudig ums Herz. Auf Wiedersehen ihr spitzen Felsen, auf Wiedersehen Stamsund!

11. Abenteuerliche Rückreise

Bodö, 26. Februar 1995

So, nun bin ich wieder auf festem Boden. Die Überfahrt von Stamsund nach Bodö hat mich keinen Pfennig gekostet, weil ich „schwarz“ mitgefahren bin. Nachdem ich den Fahrkartenschalter ignorierte, versuchte ich mich so unauffällig wie möglich auf dem Schiff zu bewegen, was mir natürlich einige Mühe bereitete. Überall, wo ich auftauchte, erregte ich Aufsehen, sei es, dass ich mit meinem verschneiten Fahrrad das Schiff betrat oder bei der Suche eines Sitzplatzes.

Wenn ich unauffällig sein möchte, passiert gerade das Gegenteil, weil man mir die Unsicherheit ansieht. Aber zum Glück ließ man mich in Ruhe. Die Überfahrt war sehr

wackelig, obwohl die „Midnatsol“, was so viel wie „Mitternachtssonne“ heißt, eine stattliche Größe hatte und eines der modernsten Postschiffe der Hurtigrouten war.

Die echte Mitternachtssonne war mir noch nicht vergönnt, da sie erst im Sommer für einige Wochen auftaucht und dann auch nachts als glutroter Ball über dem Meer steht.

Jedenfalls schlingerte und stampfte das Schiff mächtig, so dass es mir übel wurde. Die Wellen wurden immer stärker und brachten das Schiff immer mehr aus der ruhigen Lage. Zum Glück hatte ich diesmal meine Reisetabletten gegen Seekrankheit gleich griffbereit, die ich bisher nur zweimal einnehmen musste. Bei der Busfahrt vor vier Tagen von Stamsund nach „A“ fuhr der Busfahrer mit einem wahnsinnigen Tempo die schmale Küstenstraße entlang, dass mein Magen rebellierte. Sobald ich das Wundermittel kaute, trat augenblicklich Erleichterung ein, der Mageninhalt festigte sich und im Kopf wurde es klarer. Das Problem bei der Seekrankheit ist wahrscheinlich, dass der Mageninhalt den Rhythmus der Wellen nicht will und dieser schwappt dann ziellos im Magen herum. Das nächste Symptom der Seekrankheit ist, dass ich im Kopf schwindelig werde. Dann fühle ich, wie meine Zunge pelzig wird, und die gesunde Farbe aus Gesicht und Händen weicht. Gewöhnlich fängt es dann überall an zu krabbeln und zu perlen, so dass man sich übergeben möchte, es sei denn, man hat die Tablette. Also kaute ich die Tablette und nach zehn Minuten verbesserte sich mein Zustand merklich, so dass ich bei dem Geschaukel sogar noch schlafen konnte.

Als ich in der Nacht aufwachte, war auf Deck ein geschäftiges Treiben. Es ging sehr laut zu, da wir das Festland erreicht hatten. Es war der Hafen von Bodö, wo ich unauffällig aussteigen musste. Ich zögerte noch mit dem Verlassen des Schiffes, weil ich vermutete, dass die Tickets am Ausgang vorgezeigt werden müssen. Nach einer ruhelosen Stunde fasste ich mir ein Herz und schritt selbstbewusst mit meinem Fahrrad durch den Schiffsausgang, über die Gangway nach draußen. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als niemand Notiz von mir nahm, und ich leichtfüßig das Land erreichte. Ich war frei!

Jochen hatte mir am Tag zuvor genau beschrieben, wo ich die weitere Nacht verbringen kann, ohne ein Hotel aufzusuchen zu müssen. Im Hafen von Bodö stand versteckt hinter Lagerhallen und Rezeptionen eine kleine rote Bretterbude, die meist offen sei und zudem auch eine Elektroheizung haben sollte. Ich war gespannt, ob es wirklich so etwas gab und tatsächlich fand ich die rote Bude. Als ich die Tür öffnete, war ich der glücklichste Mensch auf Erden. Innen waren eine halbkaputte Gartenbank, ein Tisch und mehrere Stühle. Die kleine Elektroheizung spuckte Wärme, ich breitete meinen Schlafsack aus. Es dauerte nicht lange, da bekam ich Besuch. Ein besoffener junger Mann, der wahrscheinlich gerade von der Disco kam und seinen letzten Bus verpasst hatte, legte sich neben mich. Ich fühlte etwas Unbehagen neben dem angetrunkenen Fremden in dieser kleinen Hütte. Nachdem ich zum wiederholten Male eingeschlafen war, stand erneut angetrunkenen Besuch vor der Tür.

Diesmal aber so sternhagelvoll, dass er kaum noch laufen konnte und sich schlagartig seine Alkoholbahn im Inneren der Hütte ausbreitete. Zuerst stolperte er gleich auf mich drauf und blieb dann wie eine Leiche liegen. Ich befreite mich einigermaßen und konnte nun auch endlich einschlafen. Gegen acht machte ich mich davon und ließ die Schnapsleichen noch schlafen.

Vormittags saß ich bereits im Zug und fuhr Richtung Heimat. Die letzten Groschen gingen für den Transport des Fahrrades zurück nach Trelleborg drauf, so dass ich nur noch Kleingeld und mein ScanRail-Ticket, das bis zum nächsten Abend noch Gültigkeit besaß, hatte. Dieser Tag wollte einfach nicht vergehen. Im Zug zu sitzen und Leute zu beobachten, wurde auch irgendwann langweilig. Ich fing an, die Landschaft des Erlebten aus der Phantasie zu zeichnen. Ich glaube, um im Leben weiterzukommen, muss man schon mal was riskieren. Wenn ich müsste, würde ich sogar stehlen, um mich über Wasser zu halten zu können, aber das darf aber nicht zum Alltag werden.

Oslo, 27. Februar 1995

Nun habe ich es endlich geschafft! Gut 24 Stunden saß ich im Zug und habe jetzt nach über 1000 km kein Sitzfleisch mehr. In Oslo strahlten die Morgensonne, der erwachende Tag und die Menschen aus ihren Gesichtern. Der Bahnhof von Oslo wirkte jedes Mal inspirierend auf mich, die Atmosphäre ist gemütlich und entspannt. Die Menschen sitzen um diese Zeit im Bahnhofskiosk voll Kaffee. Ich geselle mich dazu. Gerade geht die Sonne als roter Ball über der Stadt auf, ich überlegte, wann ich das letzte Mal einen Sonnenaufgang gesehen hatte. Dadurch dass ich erst meist nach Sonnenaufgang aufstehe, kann ich dieses Schauspiel nicht bewundern.

Als ich noch Schlosserlehrling war und später den Beruf ausübte, ging die Sonne erst später auf als ich aufstand, oder ich hatte keinen Blick dafür. Das war auch nicht gerade das Wahre. Diese Phase habe ich lange mitgemacht, es blieb wenig Zeit zum Träumen. Sie waren nicht erwünscht, man musste aufpassen und schnell reagieren. Wenn ich doch mal beim Träumen ertappt wurde und langsam reagierte, wurde ich von einigen Kameraden verspottet. Langsam zu sein ist sehr auffällig und nicht zeitgemäß. Doch habe ich inzwischen meinen Rhythmus gefunden. Wenn ich den nicht einhalte, gehe ich an der Hektik kaputt. Langsamkeit kommt mir bei der Beobachtung zugute. Die Malerei braucht viel Zeit, ehe sie gedeihen kann. Ich überdenke meine Bilder ständig wieder neu. Aus neuen Erfahrungen prüfe ich die alten Ansichten. Es gibt auch Bilder, die ich nicht verändere. Sie stehen für sich

und markieren einen Meilenstein in meiner malerischen Entwicklung. Die Bilder, die schon lange Zeit im Kopf stehen, sind am herausforderndsten. Am Anfang ist die Idee, was später daraus wird, kann etwas ganz anderes sein. Es entwickelt sich und im Spielen mit der Form und Farbe entstehen oft Sachen, die ich weiterführen möchte. Im Hinterkopf das Handwerk und viele Bilder anderer Maler, die Idee und die Inspiration. Ich glaube, dann kann ein Bild entstehen. Als ich mit der Theatermalerei anfang, begeisterte ich mich für das Problem der Perspektive, der Überschneidung sowie des Farbklanges und der Farbfläche. Das habe ich bis zum Umfallen betrieben. Ich wollte um keinen Preis von meinem Vorhaben, genaue Perspektive und verschachtelte Formen abweichen und schlug jeden Zufall aus, der sich beim Arbeiten bot. Diese Bilder sind etwas steif und gefühllos, sagte mal einer meiner Freunde. Ich bin dennoch überzeugt, denn dies Art Bilder, sie sind ein Meilenstein.

Die Theatermalerei hat mir viel Zeit gegeben, mich auch mit diesen Problemen auseinanderzusetzen. Dennoch spüre ich, dass es erst der Anfang ist. Man muss aus allem ein Bild machen können! Aus jedem Angebot, was sich bei der Arbeit ergibt. Erst wenn man das beherrscht, ist man frei in der Malerei.

Das Wichtigste ist es, das man Formen und Strukturen erkennt, damit arbeitet und Entstandenes wieder zerstören kann, um es neu zu formen. Manche Bilder sind wie verhext. Da kann ich machen, was ich will, es wird einfach nicht besser. Da sollte lieber ein neues mit der alten Erfahrung angefangen werden. Es gibt gute und schlechte Bilder, aber auch ein schlechtes ist ein Bild, sagte einmal Picasso.

Heute Vormittag bin ich in die Metro gestiegen und „schwarz“, da ich ja sparen musste, in Richtung *Kon-Tiki-Museum* gefahren. Natürlich landete ich wo ganz anders, so musste ich noch etliche Kilometer zu Fuß dorthin laufen. Das Wiedersehen mit Thor Heyerdahls Schilfboot „*Ra I*“, mit dem er den Atlantik überquerte und dem Balsafloß „*Kon-Tiki*“, mit welchem er den Stillen Ozean durchpflügte, war berauschend, fast wie vor zwei Jahren, als ich auch in diesem Museum verweilte.

Das nötige Kleingeld für den Bus ins Zentrum fehlte, so lief ich die gesamte Strecke wieder zurück und das mit leerem Magen. Gott sei Dank bin ich einiges gewöhnt, sonst wäre ich schon längst auf der Strecke geblieben. Es ist wie mit einem Bogen, mal sehen, wie weit ich ihn spannen kann, bis er bricht. Ich sagte mir immer, halte durch, auch ohne Geld! Nur am Rande der Existenz kann das Leben interessant und abenteuerlich sein.

Der Bank ist es egal, wo ich mich aufhalte, ob hier oder 2000 Kilometer entfernt, es war kein Vorschuss möglich. Ich habe versucht, noch das Beste aus der Misere zu machen und besuchte nochmals die *Nationalgalerie Oslo*, die ich das erste Mal nicht ganz bestaunen durfte. Es ist großartig, dass hier jeder freien Eintritt hat, dadurch war sie auch gut besucht.

Ich habe mir nochmals sämtliche norwegische, französische Maler sowie eine Sonderausstellung niederländischer Zeichner angesehen. Rembrandt und Willem van de Velde d. J., waren auch dabei. Einige Plastiken von Camille Claudel und Rodin ließen meine Probleme nichtig werden. Natürlich gab es auch hier einen ganzen Saal mit Bildern von Edvard Munch. „*Der Schrei*“, erst seit kurzem wieder am alten Platz und „*Das kranke Kind*“, beeindruckten mich stark. Auch das Bild „*Pubertät*“, was ich hier in einer anderen Fassung zu sehen ist, ließ Munchs Einfühlungsvermögen deutlich werden. Dieses Werk zählt ebenfalls zu seinen frühesten Arbeiten und entstand in der ersten Fassung bereits 1885/86. Deutlich offenbart sich hier schon die sensible Empfindung Munchs für die weibliche Seele. Ergreifend gelang es ihm, die eigentümliche psychische Verfassung eines jungen Mädchens im Zustand der erwachenden Reife darzustellen. Es war ein Fest für das Auge und die Sinne, aber leider nicht für den Magen.

Plötzlich klopfte mir jemand von hinten auf die Schulter. Als ich mich umdrehte, stand Janik vor mir und freute sich wie ein Schneekönig über das Wiedersehen. Die Überraschung war perfekt, als ich wenig später dann auch noch Oliver traf. Norwegen ist im Prinzip ein Dorf, an jeder Ecke trifft man sich wieder.

In meinem Bauch entwickelte sich so langsam ein Loch. Es war nicht daran zu denken, es die nächsten 24 Stunden herauszubekommen.

Mit Schrecken sah ich zu, wie Janik vor der Nationalgalerie seine Schinkenstulle verzehrte. Mir war es peinlich, nach Almosen zu fragen. Also ging ich mit wunden Füßen und einer Packung Pommes, die ich von meinem Restgeld gekauft hatte, zum Bahnhof und saß völlig niedergeschmettert im Bahnhofsbistro, auf meinen Zug nach Hause wartend. Nun war auch der Notgroschen aufgebraucht, ich fragte mich, wie lange es noch so gehen sollte. Die Speise war wie ein Tropfen auf den heißen Stein, die mich noch mehr zum Raubtier werden ließ. Wie eine Katze schlich ich durch die Straßen von Oslo, ausgerechnet in dieser Situation musste ich mich einer anquatschen, der ein paar Münzen in der Hand hielt und diese

vermehrten wollte. Ich sagte ihm auf Englisch, dass ich selbst „auf dem letzten Loch pfeife“, wonach er mich ungläubig anschaute und schließlich verschwand. Ich sah die Leute, wie sie Pommes oder Hamburger mit oder ohne Ketchup verzehrten, mir wurde übel dabei, als ich sah, wie der Müllberg hinter ihnen immer mehr wuchs. Es ist billig und füllt den Magen, deshalb ist es gut, auch wenn es nicht besonders schmeckt. Ich habe dieses Zeug gegessen und nun weiß ich wenigstens, wovon mir übel ist. Die Hilfesuchenden um mich fallen mir auf, ich fühle mich mit ihnen verwandt.

Oslo, 28. Februar 1995

Als ich den Zug abends bestieg, traf ich die beiden Franzosen, Olivier und Janik, wieder. Sie wollten nach Kopenhagen und von dort aus weiter über Deutschland nach Paris in die Bretagne zurück. Wir tauschten noch ein paar Worte und wünschten uns dann eine gute Nacht. Komplett waren wir, als zu meiner Überraschung auch noch Thomas in Göteborg zustieg. Das war eine Wiedersehensfreude! „So trifft man sich wieder.“, lautete unser erster Satz. Er kam von ein paar Verwandten aus Göteborg und musste nun auch wieder nach Hause. Thomas war ja nur kurz in Stamsund zu Gast und immer in Eile. Als wir in Helsingborg hielten, mussten meine drei „Lofoten-Freunde“ umsteigen, aber ich konnte bis Endstation Malmö mit fahren.

Der hiesige Bahnhof wirkte wie eine Dusche auf mich. Er war desinfiziert und überall gekachelte, was ich von norwegischen Bahnhöfen her nicht kannte. Also sagten wir uns das letzte „Lebewohl“ und Thomas meinte: „Machs gut, crazy Gerd!“ Die drei stiegen mit müden Beinen aus dem Zug, denn es war spät nach Mitternacht. Als der Morgen graute, musste ich feststellen, dass ich schneller in Trelleborg war, als mein Fahrrad. Ich freute mich schon auf die Fähre nach Saßnitz und nun das noch! Die Fährauskunft in Trelleborg sagte mir, dass ich wieder nach Malmö zurück müsse, um mein Fahrrad abzuholen, da es keine Gepäckaufbewahrung hier gibt. Na, besten Dank!

Da stand ich nun ohne einen Pfennig Geld in Trelleborg und rätselte, was ich nun machen soll. Ich zählte meine letzten schwedischen Kronen aus der Tasche und ging erst einmal in ein hübsches Café am Hafen. Dort aß ich ein Dutzend Würfelzucker und einer meiner zwei Bananen, die ich von Oslo mitgebracht hatte, wobei ich mir schon ausmalte, auf welcher Bank ich diese Nacht mein müdes Haupt legen, und wann ich meine letzte Banane essen würde. Die Unterkünfte im Hafen waren geschlossen, so blieb mir nur noch übrig, die Stadt zu durchmessen und meinen Kontostand zu erfragen. Nun, der Stadtrundgang brachte die ersehnte Verbesserung meiner Lage. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als der Automat seine

Scheine ausspuckte. Nun brauchte ich doch nicht zu stehlen, was ich mir in meiner Phantasie schon ausgedacht hatte.

Meine Stimmung hob sich auf den Höhepunkt und sogleich ging ich ins erstbeste Bistro und bestellte, was ich in den letzten Tagen vermisst hatte. Als ich halbkalte Speisen serviert bekam, stellte ich mit Schrecken fest, dass ich in einem Eiscafé saß, wo es ja nicht üblich ist, warm zu essen. Ich schlang trotzdem alles in mich hinein. Als mein Bauch voll war, verlangte mein Geist noch etwas Besinnliches. Ich ging anschließend in das ansässige Kunstmuseum. Da war gerade eine Sonderausstellung eines Trelleborger Malers, der genau die gleichen Probleme in der Malerei aufgreift, mit denen ich mich auch beschäftige. Die Bewegung im Raum und die Auffassung der Malerei als eigenes Medium. Ich sah, dass er Zweifel hatte, er spielte mit Farbe und Form wie mit einem Ball, was sich dadurch bemerkbar machte, dass er vieles übermalte und Farben übereinander setzte, wodurch neue brillante Töne entstanden. Einige Bilder waren expressiv und andere bildeten gegenständliche Landschaften in hellen Farben.

Im Untergeschoss waren überlebensgroße Plastiken aus Gips zu sehen. Sie entstanden in den dreißiger Jahren, hauptsächlich erotische Szenen und Frauenakte, die sehr glatt und realistisch ausgeführt waren.

Als ich in den Bus nach Malmö stieg, um mein Fahrrad dort zu holen, war ich sehr zuversichtlich, dass es schon angekommen sei, was sich auch bestätigte. Da ich einmal dort war, besuchte ich auch gleich die *Kunsthalle Malmö für Moderne Kunst*. Als ich in der Stadt war, musste ich sofort an meinen „Nachtengel“ Cjell denken, der ja hier wohnt und mich vor vier Wochen hier aufsammlte. Da der Wind heute gut stand und das Wetter sonst auch mitspielte, fuhr ich kurz entschlossen nicht mit dem Bus, sondern mit meinem geliebten Fahrrad zurück nach Trelleborg, was „nur“ vierzig Kilometer entfernt war.

Frischer Mut und der Wind brachten mich schnell ans Ziel, so dass mir bald wieder salzige Meeresluft um die Nase wehte. Das weckte Kindheitserinnerungen vom Urlaub an der Ostsee, Geruch von verfaultem Seegras, Salz auf den Lippen und tote Fische am Strand. In der Dunkelheit erreichte ich den Hafen. Es standen mehrere Schiffe zur Überfahrt nach Deutschland bereit, die soeben im Begriff waren, abzulegen. Ich hatte Glück und so entschloss ich mich, gleich das Schiff nach Saßnitz zu nehmen, das noch nicht ablegen konnte, da erst noch viel Fracht in dessen Bauch rollen mussten. Schnell nahm ich mein Gepäck und belud mein Fahrrad, worauf wir kurze Zeit später im Schiffsrumpf verschwanden. Es gab eine Schiffssauna, die ich gleich benutzte, um den Staub der Tage

abzuspülen. Meine Kleider wechselte ich nach tagelangem Tragen. Es war göttlich, auf dem schaukelnden Schiff in der molligen Sauna zu sitzen, obwohl es bei mir nicht mehr viel abzuschwitzen gab. Die Wellen der Ostsee sind kürzer im Gegensatz zu denen des Atlantiks. Sie bringen die Fähre kaum aus der Ruhe, obwohl heute ein frischer Südwestwind weht. Für mich nur gut!

Wenn man die Sache, auch sei sie noch so hoffnungslos und schlecht, von allen Seiten beleuchtet, findet man bestimmt einen Punkt, der gut und hoffnungsvoll ist. Wenn man danach handelt, kann man aus vielen verloren geglaubten Dingen das Beste machen. Während des Abendessens im Schiffsbistro beobachtete ich die Stammgäste der Hansalinie. Es sind meistens dieselben Schweden, die sich allabendlich über die Ostsee schaukeln lassen, um preiswertes Bier zu trinken. Nebenbei verbringen sie ihre Zeit an den Spielautomaten. Wahrscheinlich ist dies die Seefahrerromantik von heute. Gelegentlich durchdringt deutscher Sprachgesang die Schiffskneipe, es ist wie Balsam für meine Ohren. Nach wochenlangem Sprachkauerwelsch, tun diese Klänge wieder gut und vermitteln etwas Heimatgefühl. Es sind auch polnische und russische Sprachfetzen zu hören, die aber nicht dominieren. Parallel zu der deutschen Sprache taucht auch wieder die übliche Arroganz und Lautstärke auf. Es sind nur noch zwei Stunden bis wir in Saßnitz anlegen. Ich denke, so eine Fähre funktioniert im Prinzip wie eine kleine Stadt. Es gibt fast alles, was der Mensch braucht, sogar echte Grünpflanzen, die auf der Ostsee täglich hin und her schwimmen. Es ist wie eine in sich abgeschlossene Welt, wie ein Raumschiff, auf dem die Menschen leben und gelegentlich der Erde bedürfen.

Saßnitz, 1. März 1995

Unser Schiff legt, wie von unsichtbaren Geisterhänden, zentimetergenau dirigiert, in der Kaitasche an. Noch nicht ganz festgezurt, öffnen sich die Riesenwände des Schiffes und Minuten später rollen tonnenschwere Eisenbahnwaggons und Lastkraftwagen wie Spielzeug aus dessen Schlund. Es ist nachts zwei Uhr, im Hafen herrscht für kurze Zeit Hochbetrieb. Bald schon ist alles wieder still wie vorher. Ich stehe wie einer, der vom Mond kommt und einsam gelandet ist, ohne dass es jemand bemerkt hätte. Die Heimat hat mich wieder!

Eigentlich wollte ich mit dem erstbesten Zug nach Dresden fahren, doch mein gesamtes Geld bestand aus schwedischen Kronen. Die Wechselstuben öffneten erst in den Morgenstunden, so dass ich hier festgenagelt war. Ich fand eine Wartehalle geöffnet vor, wo ich mir ein Lager bereitete. Durch den Saunabesuch verfiel ich sofort in einen Tiefschlaf, bis eine Gruppe russischer Arbeiter mit der 3-Uhr-Fähre ankam. Es wurde geraucht und gepoltert, mein Schlafplatz wurde zum Schauobjekt. Ich versuchte, ruhig weiterzuschlafen und kam mir wie eine Mumie vor, die von allen Seiten begafft wird. Schließlich stolperte jemand aus Versehen über mein Lager. Der Schlaf war endgültig dahin.

Ich dämmerte so vor mich hin. Beim russischen Sprachgewirr sah ich die unendliche Weite von Sibirien, die eisige Taiga, das Eismeer und die feurige Wüste vor mir. Es weckte Neugier auf das große Land und zündete gleichzeitig neues Reisefieber in mir. In diesem Moment nahm ich mir vor, den weiten Osten zu durchqueren.

Auch wenn die Russen nicht so einen offensichtlichen Nationalstolz wie die Norweger haben, so sind sie doch warme und herzliche Menschen. Nur die derzeitige Situation in Russland lässt viele Menschen verzweifeln. Sie machen halt aus der Not eine Tugend und wissen sich zu helfen. Wie heißt es im Volksmund?: „Not macht erfinderisch.“

Jetzt, wo ich am Strand von Saßnitz stehe, da mein Zug erst um die Mittagsstunde fährt, ertappe ich mich, wie ich schon wieder sehnsuchtsvoll über das Meer schaue, obwohl ich noch gar nicht richtig zu Hause bin. Doch ich bin glücklich, wieder hier zu sein und genieße den sandigen Strand mit den weißen Kreidefelsen, wobei mir immer wieder die Bilder der steil aus dem Meer aufragenden Zuckerhutberge in den Sinn kommen. Es hängt wie ein Traumbild in mir.

Als ich im Zug nach Dresden saß und aus dem Fenster schaute, sah ich bereits an manchen Bäumen die Knospen sprießen. Ich fuhr direkt in den Frühling, weg von der ewigen Kälte, hinein in das warme Leben. Die Landschaft raste an mir vorbei, und ich hatte bereits Zukunftsgedanken, malte mir aus, was in den nächsten Wochen auf mich zukommen wird. Kaum hinter Berlin, zog mich Dresden wie ein Magnet an, denn ich war gespannt und wollte alle Neuigkeiten wissen. Die Ungewissheit war aufregend für mich. Nun hatte ich es geschafft. Die lange Reise war in Dresden beendet, oder? Am Bahnhof mit Fahrrad und Gepäck ausgestiegen, machte ich mich sogleich auf dem Weg zu meiner Freundin und meinen lieben Kinderchen.

Es dauerte seine Zeit, bis mich die Lieben wiedererkannten, was damit zusammenhing, dass ich im Gesicht sehr schmal geworden war und der Bartwuchs natürlich sein übriges tat. So

endete meine anstrengende und zugleich abenteuerliche Reise durch Skandinavien, auf der ich zu Wasser und zu Lande über 5000 Kilometer zurücklegte.

Dresden, 2. März 1995

Es ist Donnerstag und der Alltagstrott zieht sich langsam über mir zusammen. Neue Probleme, die vorher noch so weit weg waren, standen an, und ich brauchte Zeit, um mich wieder zurechtzufinden. Wie Bruchstücke eines Filmes liefen Bilder und Handlungsabläufe der vergangenen Woche wiederholt in meinem Kopf ab.

Erinnerungen waren allgegenwärtig, und Sehnsüchte wurden geweckt. Manchmal saß ich selbstvergessen da und schaute zum Fenster hinaus – hinaus über den Horizont und weiter bis hoch in den Norden, wo Schnee und Eis noch regierten, das Polarlicht manchmal am abendlichen Himmel leuchtete und der Ozean mit seinen Urkräften das Festland umspülte.

In Dresden hatte bereits der Frühling begonnen. Die Knospen platzten heraus und konnten kaum erwarten, ihr zartes Grün zu zeigen. Die Luft war mild und duftete schon nach neuem Leben. Die Sonne sendete ihre schon kräftigen Strahlen auf die blasse Erde und wärmte schon die ersten verschnupften Spaziergänger auf der Allee.

12. Anhang

Literaturverzeichnis

Bang, Marie Lødrup	Johan Christian Dahl 1788-1857: Life and Works Volumes 1-3, Oslo, 1987
Aubert, Andreas	Die nordische Landschaftsmalerei und Johan Christian Dahl, Berlin, 1957
Neidhardt, Hans-Joachim	Die Malerei der Romantik in Dresden, 1976
Rothbauer, Brunhilde	Johan Christian Dahl, Leipzig, 1990
Schneede, Uwe M.	Edvard Munch. Das kranke Kind. Arbeit an der Erinnerung, Frankfurt/M, 1984
Nadolny, Sten	Die Entdeckung der Langsamkeit, München, 1987
Jähner, Horst	Künstlergruppe Brücke, Berlin, 1986
Timm, Werner; Brosemann, Marianne	Ausstellungskatalog: Edvard Munch 1863-1944. Ausstellung des Berliner Kupferstichkabinetts Dezember 1963 - März 1964.
Kornfield, Jack	Buddhas kleines Weisungsbuch, München, 1994
Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig, 1988	Griechische Atomisten - Texte und Kommentare zum materialistischen Denken der Antike
Patitz, Axel	Norwegen, Hamburg, 1990

J.C.C. Dahl	Höngefossen, 1835, Öl/Leinwand, 71 x 93 cm, Lillehammer, Lillehammer Bys Malersamling
J.C.C. Dahl	Blick auf Dresden bei Mondenschein, 1839, Öl/Leinwand, 78 x 130 cm, Dresden, Staatliche Kunstsammlungen, Gemäldegalerie Neue Meister
J.C.C. Dahl	Strand von Castellamare im Morgennebel, 1822, Öl/Leinwand; 53,5 x 74,5 cm, Chemnitz, Städtische Kunstsammlungen
J.C.C. Dahl	Blick auf den Fortunsberg, 1833, Öl/Leinwand; 65 x 56 cm, Meiningen, Staatliche Museen, Schloss Elisabethenburg
Edvard Munch	Madonna (Liebende Frau), 1894, Öl/Leinwand, 90 x 71 cm, Hamburger Kunsthalle
Edvard Munch	Sommernacht am Strand, 1902, Öl/Leinwand, 103 x 120 cm, Österreichische Galerie, Wien

	Edvard Munch	Pubertät, 1894, Öl/Leinwand, 150 x 110 cm, Oslo, Nationalgalerie
	Edvard Munch	Der Tag danach, 1894, Öl/Leinwand, 115 x 152 cm, Oslo, Nationalgalerie
		Samsund I, 1995, �lpastell/Packpapier, 22 x 28 cm
		Samsund II, 1995, �lpastell/Packpapier, 21,5 x 29 cm
		Samsund III, 1995, �lpastell/Packpapier, 22 x 25 cm
		Nussfjord, 1995, Tempera/Pappe, 22 x 24 cm
		Felsen im Meer, 1995, Tempera/Pappe; 23,5 x 33 cm
		Farbskizze I Lofoten, 1995, �lpastell/Papier, 21 x 30 cm
		Zwei Häuser, 1995, Tempera/Pappe, 21 x 29,5 cm
		Holzhäuser, 1995, Öl/Leinwand, 40 x 60 cm

Personenregister

Aubert, Andreas	
Achenbach, Andreas	
Beckmann, Max	
Blechen, Carl	
Bloch, Emilie von	
Bonnard, Pierre	
Carus, Carl Gustav	
Claudel, Camille	
Cranach, Lucas, d. �.	
Dahl, Johan Christian Clausen	
Degas, Edgar	
Epikur	
Fearnley, Thomas	
Friedrich, Caspar David	
Gauguin, Paul	
Giacometti, Alberto	
Gille, Christian Friedrich	
Goethe, Johann Wolfgang von	
Gogh, Vincent van	
Grieg, Edvard	
Heyerdahl, Thor	
Ibsen, Hendrik	
Ingres, Jean Auguste Dominique	
Kandinsky, Wassili	
Kant, Immanuel	
Klengel, Friedrich	
Kollwitz, Käthe	
Manet, Edouard	

Matisse, Henri	
Meyer, Rasmus	
Michelangelo, Buonarroti	
Munch, Edvard	
Noen, A.	
Nolde, Emil	
Picasso, Pablo	
Poe, Edgar Allan	
Pollock, Jackson	
Rembrandt, Harmensz van Rijn	
Renoir, Pierre Auguste	
Richter, Ludwig	
Rodin, Auguste	
Ruisdael, Jacob van	
Steiner, Rudolph	
Strindberg, August	
Twain, Mark	
Velde d.J., Willem van de	
Vigeland, Gustav	
Weber, Horst	

Danksagung

Ohne die tatkräftige Unterstützung vieler, wäre dieses Buch in der vorliegenden Form kaum zustande gekommen. Deshalb ist es mir ein Bedürfnis, allen jenen zu danken, die in dieser oder jener Weise behilflich waren. Besonders möchte ich mich bei meinen Eltern, Rita und Heinz K uchler, sowie bei Heiko Haupt, die entscheidenden Anteil bei der Umsetzung dieser Arbeit hatten, bedanken. Dank gebührt aber auch meiner Familie, die mit Geduld und Verständnis mein Bestreben tolerierten.

Gerd K uchler 1995

